

ruprecht Nr. 55 vom 01.07.1998

 Die ganze Ausgabe als PDF-Datei

Titel

- Gestörte Idylle - Streik-AKS - das Semester danach
 - Optimum durch Minimum? - Die Hochschulstrukturkommission plädiert für Streichungen
 - Zahlen des Monats - Trotz Preiserhöhung im Januar wieder steigender Absatz von Mensaessen
-

Pro & Contra

- Einstieg in den Ausstieg? - Ist der Ausstieg aus der Atomenergie möglich?
-

Interview

- Die überqualifizierte Wirklichkeit - Edzard Reuter über nicht zielgerichtete Arbeit und den dreifaltigen Dollpunkt
 - Studigebühr: 18.000,- - Exklusive deutsche Privatuni startet in Bruchsal
-

Meinung

- Frischfleisch - von Sandra Thoms
-

Hochschule

- Sind wir das Volk? - Stell Dir vor, es ist Wahl und keiner geht hin...
 - Wer muß zahlen? - Viel Verwirrung um die Studiengebühren
-

Heidelberg

- Massenhaft motorisiert - Schritte zur umweltorientierten Mobilität?
 - Nicht nur zur Fußballzeit - Ode an einen numerischen Saft
-

Feuilleton

- Dissonanz im Quartett - Eine restlos abgewirtschaftete Zweisamkeit
 - Endstation Schaumbad - Johann Kresnik wütet mit "BRECHT." am Nationaltheater Mannheim
 - Ich lieb´ dich zu Tode - Das Zimmertheater zeigt, wie weit Fans für ihre Lieblingsautoren gehen
 - Einmal platt, einmal rot, einmal gefällig - Brennende Helden und heiße Diskussionen auf den Brettern, die die Welt bedeuten
-

Movies

- Oscar und Lucinda (3) - 3 von 4 rupis - ein besonderes Seherlebnis
- 1000 Morgen - 1 von 4 rupis - schlecht
- Sechs Tage, sieben Nächte - 2 von 4 rupis - routiniert runtergenudelte Geschichte

Blue Note - 4 von 4 rupis - groß!

- Frischluftvergnügen im Feld zu gewinnen - Heidelberger Open Air Kino schon im fünften Jahr erfolgreich
-

Records

- Heather Nova - Siren
 - Soul Asylum - Candy From A Stranger
 - Anne Clark & Martyn Bates - Just after Sunset
 - Eine Hochzeit zum Verlieben - 2 von 4 rupis - teilweise unerträglich
-

Verschiedenes

- AEGEE Kongreß in Heidelberg - Der Untertitel des Artikels
 - Personals! - ... die Hotline nach draußen
 - Impressum der Ausgabe 55
-

Ey!

- Ey!
-

Historie

- Weißt Du, wieviel Sternlein...? - Löcher in die Luft gucken und auch noch Geld dafür kriegen: 100 Jahre Sternwarte Heidelberg
-

Profil

- Ein Bücherwurm in HD - Das Reich der Madame Lang
-

Gestörte Idylle

Streik-AKs - das Semester danach

Obwohl es in der Studentenszene wieder ziemlich ruhig geworden ist, sind nach wie vor einige Gruppen aktiv, die während der Proteste des Wintersemesters ins Leben gerufen worden waren. So kam es, daß in den frühen Morgenstunden des 10. Juni an Heidelbergs größter Touristenattraktion ein Protestbanner angebracht wurde, das nachhaltig für Unruhe sorgte.

Anlaß für diese Aktion war der Besuch des baden-württembergischen Wissenschaftsministers Klaus von Trotha bei den Neuphilologen. Doch strahlte Heidelbergs Skyline bei seiner Ankunft schon wieder in altem Glanz. Handwerker sorgten dafür, daß der Fremdkörper bereits vor neun Uhr entfernt wurde. Da ihnen eine Strafanzeige wegen Sachbeschädigung droht, möchten die Mitglieder der Protestgruppe anonym bleiben.

Die Beschuldigungen sind der Aussage eines Beteiligten nach jedoch ungerechtfertigt, da man das Transparent entgegen der Angaben der Schloßverwaltung nicht mit Haken, sondern an den Steinen befestigt habe.

Auf weniger plakative Weise setzten andere studentische Gruppen nach dem bundesweiten Streik während des Wintersemesters die hochschulpolitische Diskussion fort.

Der Arbeitskreis "Projekt Zukunftswerkstatt" erarbeitete einen dreißigseitigen Entwurf "Für eine neue Hochschulpolitik". Dabei gehe es, so Raphael, einer der Initiatoren, zunächst darum, "eine neue Kultur der Zusammenarbeit, die auf unterster Ebene beginnt, also zwischen Studenten und Lehrenden", zu schaffen. "In Zeiten knapper Ressourcen muß man zusammen nach Lösungen suchen, da wir ein gemeinsames Interesse am Wohlergehen der Uni haben". So bemühen sich die Studenten darum, Möglichkeiten aufzeigen, die Hochschulfinanzierung und studentische Mitbestimmung neu zu gestalten. Besonderes Augenmerk gilt der "Flexibilisierung unserer Abschlußlandschaft". Das Papier soll demnächst in den Instituten ausgelegt werden und gegen Jahresende Thema einer großen Podiumsdiskussion mit Studenten, Lehrenden sowie Vertretern aus Politik, Wirtschaft und Kultur sein.

Auch im Neuenheimer Feld verhartet man nicht in nachstreiklichem Tiefschlaf. Der Mathe-AK beschäftigt sich mit der Verbesserung des Mathematikstudiums. Erstes Ziel ist dabei die Kanonisierung der Vorlesungen im Grundstudium, die unter den Professoren am Institut bereits kontrovers diskutiert wird. Zu diesem Zweck veranstaltete die Fachschaft unter den Studenten eine Umfrageaktion, in der sie ein positives Votum für ihr Anliegen erreichte. Was nun folgen muß, ist die Tat.

Um den Kontakt zwischen den Dozenten und den Studenten zu fördern, initiierte dieser AK in diesem Semester eine Kolloquiumsrunde, in der sämtliche Professoren Vorträge halten und danach mit den Studenten in gemütlicher "Weinstubenatmosphäre" plauschen sollten.

Die AG Neue Uni, die während des aktiven Streiks das Vorlesungsgebäude fest in ihrer Hand hatte, hat ihre Aktivitäten

reduziert. Während des Trotha-Besuchs traten einige wenige vor der Alten Uni in Erscheinung, um mit Plakaten ihren Unmut über die 1000 Mark "Strafgebühr" zu bekunden. Doktorand Dieter moniert, daß sich die Diskussion immer nur um die finanziellen Aspekte drehe. Mit gezielter Aufklärungsarbeit wird uns die AG auch im nächsten Semester noch erhalten bleiben.

Nicht erst seit dem Streik gibt es den AK Hochschulpolitik, doch wurde er während der Proteste wieder aus längerem Dornröschenschlaf erweckt. Ein harter Kern von sechs bis sieben Leuten trifft sich alle zwei Wochen zum Thema Hochschulpolitik. "Uns geht es vor allem um die Themen BAföG-Reform und Studiengebühren", so Jörg, Politologe und einer der Initiatoren des AKs. Nicht gegen die Politik, sondern im Kontakt mit den Politikern will man Lösungen finden. Ziel ist dabei die Entwicklung eines eigenen Reformkonzepts.

Einen ganz anderen Ansatz verfolgt der AK Bundestagswahl. Hier stehen nicht Forderungen im Mittelpunkt, sondern die Information. Politologe Markus führt dies näher aus: "Viele Studenten wissen kaum etwas über die Hochschulpolitik der Parteien. Unser Ziel ist es, zu informieren, was die Parteien eigentlich machen wollen." So wurde ein Fragenkatalog erarbeitet, den man den Parteien in Heidelberg vorgelegt hat. Bis auf eine Partei waren alle bereit, darauf einzugehen. Ein weiteres Thema: Briefwahl. Da die Wahlen in den Semesterferien stattfinden, steht zu befürchten, daß viele dann abwesende Studis ihr Wahlrecht nicht nutzen werden. Um die Chance der Briefwahl nicht zu verpassen, hat der AK Formblätter erstellt, mit denen die Unterlagen angefordert werden können. Sie werden an den regelmäßig im Marstall aufgebauten Infoständen verteilt.

Aus den Wogen des Streiks tauchte auch die Fachschaft am SAI wieder auf. Auch sie hatte es zwar vor vielen Jahren schon einmal gegeben, doch machte sie sich erst beim Streik wieder bemerkbar. Fachschaftsmitglied Sebastian hält diese Wiederbelebung für einen großen Gewinn. Erstmals gibt es so auch wieder Einführungen und einen Ersti-Reader.

Fazit: Einige Unermüdliche kämpfen weiterhin für die Sache der Studenten, doch die große Welle ist vorbei. Der überwiegende Teil der während der Protestaktionen spontan gegründeten AKs hat seine Aktivitäten eingestellt oder auf ein Mindestmaß reduziert. Doch mal ehrlich, war das nicht zu erwarten?

(cl, mg)

Optimum durch Minimum?

Die Hochschulstrukturkommission plädiert für Streichungen

Im Herbst 1996 wurde die Hochschulstrukturkommission von der Landesregierung Baden-Württemberg ins Leben gerufen. Sie sollte sich über Einsparungsmöglichkeiten an den Baden-Württemberger Universitäten Gedanken machen. Jetzt liegt ihr Abschlußbericht vor, laut diesem galt es, "Wege aufzuzeigen, wie das Hochschulsystem des Landes im Rahmen begrenzter finanzieller Ressourcen durch strukturelle Veränderungen optimiert werden kann". Das Motto klingt vielversprechend: Optimierung mit dem Rotstift.

Die Kommission setzt sich aus renommierten Vertretern aus Wissenschaft und Wirtschaft zusammen, ein Vorstandsmitglied der Siemens AG, des Stifterverbands der deutschen Wirtschaft, der Deutschen Bank AG, der International Partnership Initiative, ein Staatssekretär u.a. sinnierten über die Zukunft der deutschen Hochschullandschaft.

So kann es auch kaum verwundern, daß die vorgeschlagenen strukturellen Veränderungen auf ein "marktwirtschaftlich organisiertes, sich weitgehend selbst regulierendes System" abzielen (Zitat Abschlußbericht), bei dem der Wettbewerb der einzelnen Hochschulen untereinander ganz groß geschrieben wird. Gleichzeitig setzt die Kommission aber auch auf mehr Kooperation im regionalen Verband. Im Klartext heißt das: streichen, kürzen, Institute schließen und Fachbereiche zusammenlegen (im Fachjargon nennt man das "Synergie"). Dabei sollen neben der Nachfrage nach Studienplätzen und dem Erfolg der Hochschulen in Forschung und Lehre die "Arbeitsmarktperspektiven" in den einzelnen Studiengängen als Kriterien für die Umstrukturierung gelten, heißt es im Bericht. Sieht man sich die konkreten Vorschläge jedoch genauer an, stellt man fest, daß weder die Studienplatznachfrage noch der Ruf der einzelnen Fakultäten tatsächlich eine Rolle für den Umfang der Kürzungsmaßnahmen spielt. Vielmehr unterscheiden sich die von der Kommission favorisierten Studiengänge in erster Linie durch günstige Berufschancen von jenen, denen Kürzungen von bis zu dreißig Prozent ihrer Lehrkapazitäten angetragen werden. Es lebe die Wirtschaft, Orchideenfächer ade?

Im "Wirtschaftsstandort Baden-Württemberg" soll die Reduzierung im Fach Elektrotechnik und Maschinenbau trotz mangelhafter Auslastung gering gehalten werden (bei 15-20 Prozent) und zudem durch Umschichtungen abgemildert werden. Auch Betriebswirtschaft und Wirtschaftsingenieurwesen will man weiterhin unterstützen, während die Volkswirtschaftslehre wegen der niedrigen Erfolgsquote und der schlechten Arbeitsmarktsituation um knapp ein Drittel einbüßen soll (trotz guter Studienfachnachfrage). Informatik und Biowissenschaften gelten als "Schlüsselbereiche", deshalb sollen Einsparungen hier auf Umschichtungen beschränkt bleiben, abgebaut wird nur in klassischen Bereichen wie Zoologie und Botanik (in der Strukturkommission sitzt u.a. der Leiter des Instituts für Neurobiologie). Auf der anderen Seite kann die Tatsache, daß die Mathematik eine Grundlagenwissenschaft ist, sie vor der Reduzierung um ein Viertel nicht bewahren, da sie mit den Rechts- und Geowissenschaften die ungünstigen

Berufsaussichten und mit der Chemie und Physik noch dazu eine Unterlastung der Lehrkapazitäten teilt (im Gegensatz zur Überlastung anscheinend ein Argument). All diesen Fächern drohen Kürzungen von zwanzig Prozent. Inhaltlich wird ein "struktureller Wandel" hin zu mehr Interdisziplinarität und internationaler Ausrichtung gefordert.

Ein weiteres großes Schlagwort ist die Flexibilisierung. Flexibler werden sollen die Rahmenbedingungen für das Hochschulsystem: die Hochschulfinanzierung (volle Autonomie für die Hochschulen in Form von Globalhaushalten, die Zuweisungen sollen leistungsorientiert erfolgen), die Organisations- und Personalstrukturen. Der Hochschulleitung soll ein Hochschulrat (bestehend aus hochschulexternen Vertretern aus Wissenschaft und Technik) zur Seite gestellt werden. Im Personalbereich bestehen die Änderungsvorschläge in der Abschaffung der Habilitation als zwingender Voraussetzung für den Professorenstatus, den Weg nach oben sollen auch hochschulexterne "Karrierewege" ebnen. Eine Validierung erfolgt dann durch die konkrete Berufung. Den gewagteren Schritt zur Aufhebung des Beamtenstatus der Professoren geht die Kommission allerdings nicht, eine solche erachtet sie für "nicht zwingend". Stattdessen erwägt man "marktorientierte Differenzierungen in der Grundvergütung" zwischen einzelnen Fächern. Hungertuch für den Philosophen also und einen neuen BMW für den Biowissenschaftler.

Gravierende Umstrukturierungen stehen für die Magisterstudiengänge an: Die Kommission empfiehlt, sechssemestrige Bachelor-Studiengänge nach englisch-amerikanischem Vorbild mit Credit-Point-System einzuführen. Ein vertiefender Master-Studiengang könne diese dann wissenschaftlich ergänzen.

Die konkreten Vorschläge für Heidelberg und Mannheim entsprechen grundsätzlich den allgemeinen Empfehlungen. Darüberhinaus werden jedoch gravierende Einschnitte erwogen. So sollen in Mannheim die Geowissenschaften ganz geschlossen und Mathematik nur noch als kombinierter Informatik-Mathematik-Studiengang angeboten werden. Studierende dieser Fächer in Diplom- und Lehramtsstudiengängen müßten dann von Heidelberg mitversorgt werden. Keine der beiden Universitäten zeigt sich begeistert über diese Form der "Kooperation".

Von den Juristen wird ein Stellenabbau bis zum Jahr 2000 erwartet, dem allerdings in der Praxis die hohen Studierendenzahlen entgegenstehen. Werden diese Auflagen nicht erfüllt, wird die Zusammenlegung der Fakultäten Mannheim und Heidelberg angedroht. Innerhalb der gleichen Frist müssen in der VWL deutliche Einsparungsergebnisse vorgelegt werden. Gelingt das nicht, soll auch dieser Fachbereich aufgelöst werden. Die Fakultät für Dolmetschen und Übersetzen soll aufgrund ihrer "berufsfeldbezogenen Ausrichtung" vom Universitäts- in den Fachhochschulbereich verlegt werden. Des weiteren möchte die Kommission den erziehungswissenschaftlichen Magisterteilstudiengang in Heidelberg geschlossen sehen, die Lehrenden sollen sich ausschließlich der Gymnasiallehrausbildung widmen. Glücklicherweise ist auch Rektor Jürgen Siebke nicht mit diesen von den Vorstellungen der eigenen Heidelberger Strukturkommission abweichenden Vorschlägen: "Soweit die abweichenden Empfehlungen der Hochschulstrukturkommission von der Landesregierung übernommen werden, müssen wir innerhalb der Universitäten und mit dem Ministerium in eine neue Diskussion treten." Für das Übrige gilt: "Wir begrüßen die Zielvorstellungen der Hochschulstrukturkommission, die sich weitgehend mit denen der Universität Heidelberg decken."

Frau Claudia Huber, Geschäftsführerin am IÜD, sieht die Situation gelassen. Es handle sich "nur um Empfehlungen". Solche "kommen regelmäßig. Umgesetzt wurde das noch nie." Verlassen kann man sich auf diese Prognose jedoch nicht. Die Universitäten in Baden-Württemberg haben sich durch den Solidarpakt mit dem Land zu einem

massiven Stellenabbau innerhalb der nächsten zehn Jahre verpflichtet. Eingespart werden muß also in jedem Fall, es kann höchstens noch zu einer Verlagerung der Kürzungsmaßnahmen zwischen den Fakultäten kommen. Die Zukunft sieht also nicht rosig aus. Aber das wußte man ja vorher schon.

(cw, st)

Inhaltsverzeichnis Ausgabe 55

Zahlen des Monats

Trotz Preiserhöhung im Januar wieder steigender Absatz von Mensaessen

Jan 1997: 7189 Essen

Mai 1997: 6698 Essen

Jan 1998: 5553 Essen

Mai 1998: 6199 Essen

Quelle: Studentenwerk Heidelberg

Einstieg in den Ausstieg?

Ist der Ausstieg aus der Atomenergie möglich?

Die Kernenergie gerät zunehmend in den Brennpunkt der Diskussion. Spätestens Tschernobyl 1986 hat auch in der breiten Öffentlichkeit ein Bewußtsein für diese Problematik hervorgerufen. Neben dem Sicherheitsaspekt spielt vor allem die Frage der Endlagerung eine Rolle. Sollte Deutschland langfristig aus dieser Energie aussteigen, oder können wir auch in Zukunft auf die Kernenergie nicht verzichten?

JA

Dr. Hermann Scheer, MdB
Präsident der Europäischen Sonnenenergievereinigung
EUROSOLAR

1968/69 Präsident des Heidelberger Studentenparlaments

Die 80er Jahre waren das Jahrzehnt, in dem die Gefahren der Atomenergie im kritischen Zentrum standen. In den 90er Jahren rückten die Klimagefahren durch fossile Energien in den Mittelpunkt. Die Atomlobby sieht darin die Chance einer Renaissance der Atomenergie. Tatsächlich müssen wir von beidem weg - von Atomenergie und fossilen Energien.

Die Befriedung der Energiebedürfnisse der Menschheit allein durch erneuerbare Energien ist möglich: dies zu realisieren, ist die Schlüsselaufgabe des 21. Jahrhunderts. In meinem Buch "Sonnenstrategie. Politik ohne Alternative" habe ich die Möglichkeit und die Realisierungswege ausführlich beschrieben. Dies ist nie widerlegt worden, weil es nicht widerlegbar ist. Doch dürfen wir uns erlauben, angesichts der Klimagefahren früher aus der Atomenergie auszusteigen als aus der Nutzung fossiler Energien? Welche Gefahr ist die schlimmere? Die Antwort ist eindeutig: die irreversiblen Gefahren sind schlimmer als die reversiblen.

Die Gefahren aus der Verbrennung fossiler Energien sind reversibel, wenn wir darauf nicht nur Zug um Zug verzichten, sondern auch - neben ihrer Substituierung durch erneuerbare Energien - gleichzeitig umfassende Aufforstungsprogramme starten, die wieder das aufgetretene Übermaß an CO₂ in der Atmosphäre langfristig in neuen Waldbeständen und in langfristiger Nutzung von Holz als CO₂-Speicher, etwa als Baumaterial reabsorbieren und damit binden.

Die Atomenergiegefahren sind in historisch greifbaren Maßstäben irreversibel:

Einmal durch einen Kernkraftunfall verstrahlte Gebiete bleiben anachronistisch lange Zeiträume hindurch unbewohnbar. Für die Tiere und Pflanzen, die sich unbewußt den Verstrahlungen aussetzen müssen, bedeuten diese einen mutativen Eingriff in die natürlichen Kreisläufe mit unübersehbaren und dauernden Konsequenzen.

Den kommenden Generationen über Tausende von Jahren atomaren Müll zu hinterlassen, ist ein unverantwortlicher Egoismus der Gegenwartsgeneration gegenüber ihren Nachfolgern. Diese Verantwortungslosigkeit ist ethisch und ökonomisch rundum undiskutabel, ein absolut maßloses Schwerverbrechen.

Atomkraftwerke machen potentiell den gesamten Erdball

unbewohnbar, können zur Ausrottung der Menschheit auch ohne Atomkrieg führen: Die Erde kann vor allen möglichen Gefahren geschützt werden, aber nicht vor Kometeneinschlägen aus dem Weltraum, wie sie laufend stattfinden. Was ist, wenn ein "Großkomet" einschlägt, wie zuletzt vor 5000 Jahren - einer, der einige hundert Meter Radius hat? Dies kann nächstes Jahr geschehen, in hundert Jahren oder auch in tausend oder zehntausend. Eine Garantie gegen kurze Zeiträume gibt es nicht. Aber wenn es geschieht, wird es neben der damit unvermeidbaren Großkatastrophe - die einen ganzen Kontinent erfassen kann, dabei dennoch reversibel ist - eine irreversible Atomkatastrophe geben, solange Atomkraftwerke in Betrieb sind. Die Erderschütterung wird sie möglicherweise alle durchbrennen lassen, und der radioaktive Fall-out wird den gesamten Erdball dauerhaft verstrahlen.

Atomkraftwerke sind und bleiben die größte Gefahr des Menschengeschlechts. Mit der Atomenergie sollte die Natur überlistet werden, ihre Folgen werden die Menschheit überlisten. Mit jedem verlängerten Betrieb erhöhen sich die Gefahren, mit jedem abgebrochenen Betrieb werden sie geringer.

NEIN

Manfred Petroll Pressesprecher des Deutschen Atomforums

Ausstieg führt zum Abstieg. Uran ist zu sonst nichts nütze - außer zur Stromerzeugung. Uran ist ein Energiestoff: Er enthält Energie; er ist jedoch kein Rohstoff, im Unterschied etwa zu den fossilen Energieträgern Stein- und Braunkohle, Mineralöl und Gas. Diese sind, abgesehen davon, daß man sie auch verbrennen kann, gleichzeitig wertvolle Ausgangsstoffe für Produkte der Chemie und Pharmazie. Öl und Gas stellen knappe Ressourcen dar. Unsere Kinder und Kindeskiner würden wahrscheinlich gerne auf diesen Rohstoffschatz zurückgreifen, vorausgesetzt wir hinterlassen ihn. Die Kohlevorräte reichen viel länger als die von Öl und Gas. Aber die Nutzung fossiler Energieträger heizt die Klimaproblematik weiter an. Also sollten wir Uran verbrauchen, wofür es gut ist, und die anderen Energie(roh)stoffe unserer Nachwelt vererben. Kernenergie bedeutet einen Beitrag zur Schonung von Ressourcen.

Deutsche Kernkraftwerke verursachen äußerst geringe Emissionen. Deutsche Kernkraftwerke haben heute einen so hohen technischen Stand erreicht, daß sie im Normalbetrieb fast emissionsfrei sind. Sie geben kein Schwefeldioxid und keine Stickoxide ab. Sie emittieren auch kein Kohlendioxid, das in fossil befeuerten Kraftwerken zwangsläufig entsteht, und dessen Rückhaltung technisch unmöglich ist und auf absehbare Zeit auch bleibt. Die Rückhaltung radioaktiver Stoffe ist in Kernkraftwerken soweit perfektioniert worden, daß ihre Emissionen geringer sind als die - ebenfalls vernachlässigbare - Abgabe von Radioaktivität aus Kohlekraftwerken. Kernenergie lohnt sich - sowohl betriebs- als auch volkswirtschaftlich.

Die Elektrizitätsversorgungsunternehmen betreiben Kernkraftwerke nicht aus ideologischen Gründen oder irgendeiner metaphysischen Vorliebe für das Spalten von Atomen, sondern weil es sich wirtschaftlich lohnt. Wäre das anders, wäre der Bau von Kernkraftwerken unterblieben. Darüber hinaus lohnt es sich nicht nur betriebswirtschaftlich, sondern auch volkswirtschaftlich. Kernenergie ist ein Beitrag nicht nur zur Wettbewerbsfähigkeit, sondern auch zur Versorgungssicherheit, weil sie es uns ermöglicht, uns auf die heimische Steinkohle abzustützen.

Kernenergie ist eine quasi heimische Energie. Das klingt, da wir Uran einführen, zunächst paradox. Aber: Uran ist eine sehr "dichte"

Energiequelle: Kernenergie ist der Kern der Energie! Ihre Energiedichte ist zwei- bis dreimillionenmal so hoch wie die von Kohle und Erdöl. Deswegen läßt sich ein großer Energievorrat in Form von Uran kostengünstig auf kleinem Raum lagern. Das geschieht auch: Die "Bevorratungsreichweite" beträgt in Deutschland wenigstens vier Jahre und könnte auch noch gesteigert werden. Von einer Anfälligkeit von äußeren politischen Störmanövern bei der Uranversorgung kann deshalb keine Rede sein. Derartige Zeiträume sind für Erpressungsversuche völlig untauglich. Und deshalb ist Kernenergie quasi heimisch. Kernenergie hier hilft der dritten Welt dort.

Bei wachsender Weltbevölkerung wird der Energieverbrauch insgesamt steigen. Die Länder der dritten Welt sind arm und energiehungrig. Sie werden ihre Armut nur lindern können, wenn man ihnen einen größeren Anteil am Energieverbrauch zugesteht. Sie sind zudem vorrangig auf die leichter handhabbaren und vielseitig einsetzbaren Energieträger Öl und Gas angewiesen. Für die Industrieländer heißt das: Öl und Gas sparen, um eine mengenmäßig ausreichende Versorgung der Entwicklungsländer zu gewährleisten und einem Preisanstieg für Öl und Gas entgegenzuwirken. Kernenergie in den Industrieländern hilft mittelbar der dritten Welt.

Kernenergie macht die Zukunft vorhersehbarer. Importe von Öl, Gas und Kohle kosten viel Geld. Niemand weiß, wie teuer diese Energieträger in dreißig Jahren einmal sein werden. Das trifft zwar auch auf Uran zu, aber: Die Erzeugungskosten von Strom aus fossilen Kraftwerken und Kernkraftwerken unterscheiden sich in ihrer Struktur. Die Rollen von Investitionskosten und Brennstoffkosten sind vertauscht. Bei einem Kernkraftwerk betragen die Kosten für den Brennstoff nur etwa ein Fünftel, wohingegen sie bei einem Steinkohlekraftwerk zwei Drittel ausmachen. Das bedeutet, daß, wenn ein Kernkraftwerk erst einmal in Betrieb gegangen ist, Veränderungen des Brennstoffpreises nicht mehr stark zu Buche schlagen. Bei fossil befeuerten Kraftwerken ist das Gegenteil der Fall. Kernkraftwerke machen somit den Strompreis "robust" gegenüber unkalkulierbaren Einflüssen von Weltenergiemärkten. In diesem Sinne macht Kernenergie die Zukunft überschaubarer.

Es gibt kein Nullrisiko. Das Risiko für einen Autofahrer, tödlich zu verunglücken, ist nicht gleich null. Auch das Risiko, daß sämtliche Autofahrer einer Kleinstadt am selben Tag verunglücken, ist nicht gleich null, aber es liegt jenseits der "Grenzen praktischer Vernunft". Die deutschen Kernkraftwerke sind so sicher, daß das Risiko eines schweren Unfalls ebenfalls die Grenzen praktischer Vernunft übersteigt. Alle anderen Energiequellen - auch die erneuerbaren - enthalten Risiken, sogar das Energiesparen! Energiepolitische Entscheidungen können nur das Ergebnis einer Abwägung verschiedener Risiken sein. Bei dieser Abwägung schneidet die deutsche Kerntechnik sehr gut ab. Es gibt keinen risikolosen Weg in die Energiezukunft.

(cma, avon)

Inhaltsverzeichnis Ausgabe 55

Die überqualifizierte Wirklichkeit

Edzard Reuter über nicht zielgerichtete Arbeit und den dreifaltigen Dollpunkt

Irgendwann ist für jeden mal die Zeit des Studierens vorbei und die Arbeitssuche beginnt. Nicht jeder wird es dabei so gut treffen wie Edzard Reuter. Als Sohn von Ernst Reuter, der vor fünfzig Jahren während der sowjetischen Blockade als Bürgermeister von Berlin in einer berühmten Rede die Welt zur Solidarität aufrief ("Schaut auf diese Stadt..."), wäre für ihn der Weg in die Politik naheliegend gewesen. Doch zog es ihn in die Wirtschaft. Nach seinem Jura-Studium in Berlin arbeitete er zunächst bei der Ufa und bei Bertelsmann, war dann sogar kurze Zeit arbeitslos, bis er 1963 schließlich zu Daimler Benz kam. Als SPD-Mitglied und Querdenker hatte er es bei seinem Aufstieg bis in den Vorstand nicht immer leicht, wurde 1987 doch zum Vorstandsvorsitzenden gewählt. In dieser Position war er federführend am Umbau von Daimler Benz zu einem integrierten Technologiekonzern beteiligt. Nach seinem Ausscheiden aus dem Konzern 1995 schrieb er seine Memoiren, die gerade erschienen sind. Bei einer Lesung aus seinem Buch sprach *ruprecht* mit ihm über Hochschulpolitik, Faulenzen, Kreativität und billige Fahrkarten.

ruprecht: Bietet die staatlich regulierte Hochschule noch eine adäquate Ausbildung für den Berufseinstieg?

Reuter: Ich glaube schon, daß das generell der Fall ist, die Frage ist nur, ob die Universitäten nicht viel flexibler werden müssen in ihrem Lehrangebot, das heißt, sich dem Wettbewerb von unterschiedlichen Lehrangeboten öffnen müssen. Dies hängt aber nicht zwangsläufig mit der staatlichen Organisation von Universitäten zusammen. Es hängt sehr viel mehr damit zusammen, daß die Universitäten im Rahmen der staatlichen Organisation größere Selbständigkeit bekommen müssen.

ruprecht: Einzelne Versuche hierzu gibt es ja schon.

Reuter: Versucht wird es, es dauert aber alles sehr lange. Die Strukturen sind natürlich über Jahrzehnte, um nicht zu sagen fast ein ganzes Jahrhundert, festgefahren. Man muß bedenken, daß junge Menschen an diese Universitäten kommen und dort ausgebildet werden. Da ist jede Verzögerung eigentlich schade. Aber ich denke schon, es wird Bewegung in das Ganze hineinkommen. Es gibt auch im universitären Bereich genügend Verantwortliche - nicht zuletzt die Professoren - die das verstanden haben.

ruprecht: Wäre das Modell der kleinen Privatuniversität wie Witten-Herdecke (siehe *ruprecht* Nr. 54), an der im Rahmen einer Kombination von Theorie und Praxis die Studenten einen Tag in der Woche bereits bei einer Firma arbeiten, eine Lösung für die Zukunft?

Reuter: Das ist selbstverständlich ein hochinteressanter Weg, der auch gegangen werden muß. Ganz generell ist natürlich längst begriffen worden, daß in Fächern wie den Ingenieur- und Wirtschaftswissenschaften eine wesentlich größere praktische Erfahrung während des Studiums angestrebt werden muß. Durch Zusammenarbeit zwischen Betrieben oder Verwaltungen und der Universität kann man die Praxis erproben und bekommt zugleich das theoretische Rüstzeug mit. Das ist eine gute Lösung. Man darf aber

nicht vergessen, daß in den Hochschulen nun nicht alles von einem Tag zum anderen privat organisiert werden kann. Wir haben das Phänomen der Massenuniversitäten, das können wir nicht einfach mit einem Fingerschnalzen aus der Welt schaffen, doch ist der Weg dahin richtig. Ich gehöre allerdings zu denjenigen, die gleichzeitig ein bißchen davor warnen, das Kind mit dem Bade auszuschütten und zu meinen, Forschung gehöre nicht an die Universitäten. Selbstverständlich gehört Forschung auch an die Universitäten. Wir müssen zurückkommen zu der Dreifaltigkeit von Forschung, Lehre und Praxis. Das ist der richtige Weg.

ruprecht: Sie haben das Phänomen der Massenuniversitäten angesprochen. Ist angesichts einer Zahl von über einer Million Studenten nicht zu befürchten, daß viele von ihnen nach ihrem Abschluß für einen großen Teil des Arbeitsmarktes einfach überqualifiziert sind, das heißt nie in einem Beruf werden arbeiten können, für den sie studiert haben? Kann der Arbeitsmarkt überhaupt so viele Akademiker gebrauchen?

Reuter: Selbstverständlich. Immer unterstellt, daß das akademische Studium nicht mißverstanden wird als eine Freifahrkarte zu einer im bürgerlichen Verstand herausgehobenen höheren Einkommenslaufbahn. Schließlich ist ursprünglich mal die ganze Reform des deutschen Hochschulwesens von der Idee ausgegangen, daß, wenn die Eingangsqualifikation stimmt, jedem die Möglichkeit zu einer universitären Ausbildung eröffnet wird. Dies halte ich nach wie vor auch für richtig. Der Witz ist nur, damit darf kein Anspruch verknüpft sein. Das Stichwort Überqualifikation ist natürlich ein ernstes Problem. Es hängt damit zusammen, daß bisher die universitäre Ausbildung nahezu überwiegend mit Steuergeldern bezahlt worden ist. Wenn zum Schluß eine zu große Zahl von Überqualifizierten herauskommt, die diese Qualifikation nicht nutzen können, ist das im Grunde genommen herausgeschmissenes Steuergeld. Die Lösung kann aber nicht darin liegen, daß der Zugang zu den Universitäten verbaut wird.

ruprecht: Es sollten also keine zusätzlichen Eingangsqualifikationen wie Prüfungen verlangt werden?

Reuter: Ich halte es für durchaus sinnvoll, daß man darüber nachdenkt, noch einmal Eingangsgespräche auf der Universität zu führen. Doch nochmal eine zusätzliche Hürde durch eine Art zusätzliche Prüfung aufzubauen, halte ich schlichtweg für Unsinn. Dann muß man eben die Abiturqualifikationen erhöhen. Das alles schließt natürlich nicht aus, daß die jungen Menschen, die schließlich ein Abschlußzeugnis von der Universität bekommen, auch einen Anspruch gegenüber einer Gesellschaft haben, eine befriedigende Arbeit zu finden. Nur der Begriff "befriedigende Arbeit" wandelt sich rapide. Es ist noch nicht lange her, da verstand man darunter, eine feste Lebensanstellung beim Staat oder bei einem Unternehmen zu bekommen. Heutzutage ist das nicht mehr der Fall. Das Berufsleben der Zukunft besteht auch daraus, daß man öfter mal den Beruf wechseln muß. Daraus folgt ja wiederum ein neues Anforderungsprofil an die ausbildenden Hochschulen. Sie müssen flexiblere Arbeitsmöglichkeiten schaffen, das heißt, sich nicht diese ganzen eingeeengten Berufsbilder ohne Flexibilität vornehmen. Das sind die Anforderungen und nicht irgendwelche Reglementierungen wie geringere Studentenzahlen oder höhere Anforderungen. Die Anforderungen sind schon - meistens - hoch genug.

ruprecht: Was halten sie von der Einführung von Studiengebühren?

Reuter: Ich gehöre jedenfalls nicht zu denjenigen, die darin geradezu eine gesellschaftliche Katastrophe sehen. Immer unterstellt, daß es wirklich ehrlich gemeinte Stipendienmöglichkeiten oder rückzahlbare Darlehensmöglichkeiten für alle diejenigen gibt, die sich diese

Studiengebühren nicht leisten können. Denn es darf nicht passieren, daß wir zurückfallen in eine Gesellschaft, die keine Chancengleichheit - Chancengerechtigkeit würde ich lieber sagen - eröffnet. Wir dürfen nicht in eine Situation zurückfallen, in der es sich die reichen Eltern leisten können, ihren Kindern eine gute Ausbildung einzubringen, und diejenigen, die aus geringeren Einkommensschichten kommen, außen vorstehen. Das ist eine große Gefahr. In den Diskussionen um die Einführung von Studiengebühren wurde dies auch immer wieder im Vordergrund gesehen. Ich habe aber diejenigen, die Studiengebühren als alleinige Lösung sehen, im Verdacht, doch diese Seite der Medaille zu vergessen.

ruprecht: Welche Eigenschaften oder Fähigkeiten sollte jemand, der studiert hat oder allgemein eine Ausbildung gemacht hat, mitbringen? Achten sie nur auf die fachlichen oder auch auf menschliche Qualitäten?

Reuter: Sagen wir mal so: Die fachliche Qualifikation halte ich für eine Selbstverständlichkeit. Aber wenn es um ein Entweder-Oder geht, würde für mich immer den Ausschlag geben, ob jemand neben seiner fachlichen Qualifikation kulturelles Engagement zeigt. Soll heißen, eine gute Allgemeinbildung mit Kenntnis der eigenen Kultur und deren Wurzeln, aber möglicherweise auch darüber hinaus sich in anderen Teilen der Welt auskennt. Das zweite ist, daß er oder sie selbstverständlich über das Deutsche hinaus mindestens eine Fremdsprache beherrscht, wenn nicht zwei. Das ist heutzutage schon aufgrund der am Arbeitsplatz erforderlichen Flexibilität wichtig. Es muß möglich sein, junge Menschen zu beauftragen, für einige Zeit im Ausland zu arbeiten. Diese beiden Voraussetzungen sind entscheidend, um auch für spätere Karrieren oder Einsätze über das rein Fachliche hinaus flexibel bleiben zu können.

ruprecht: Wären da vielleicht die langen Studienzeiten, wie wir sie in Deutschland haben, auch ein Standortvorteil?

Reuter: Da sind sie genau an einem Dollpunkt. Diese entsetzliche Diskussion über die Länge der Studienzzeit wird ja ungeheuer einseitig geführt. Alles unter der Rubrik: "Das sind ja alles Faulpelze". Das Gegenteil ist aber der Fall. Wir wissen, daß ein großer Teil der jungen Menschen an den Universitäten nicht nur in den Semesterferien sondern auch teilweise während des Semesters anderweitig arbeitet. Entweder weil sie es müssen oder weil sie es tun, um ihre allgemeine Ausbildung zu verbreitern. Dies ist im Prinzip auch eine gute Sache, der Preis der verlängerten Studienzzeit ist gut investiert. Es gibt aber andere Probleme im Zusammenhang mit den langen Studienzeiten: Natürlich gibt es da diejenigen, die das ausnutzen. Solche, die sagen, ich bleibe Student, weil ich eine billigere Fahrkarte kriege. Doch hängen die längeren Studienzeiten erwiesenermaßen auch mit zu langen Prüfungszyklen zusammen und damit, daß die Professoren - teilweise tatsächlich, teilweise in Führungszeichen - überlastet sind. Wenn wir uns jedoch auf den ersten Teil der Diskussion beschränken, bin ich absolut der Meinung, daß lange Studienzeiten ein Vorteil sein können.

ruprecht: Doch sind die langen Studienzeiten im internationalen Vergleich nicht ein Nachteil?

Reuter: Es wird in der Tat seit jeher und gerade in deutschen Managementebenen sehr viel darüber gestöhnt, daß die deutschen Hochschulabsolventen im Vergleich zu europäischen Kollegen zu alt sind. Dort wird immer wieder gesagt, wenn Deutsche das erste Mal eingestellt werden sind sie dreißig, Engländer, Italiener oder Franzosen aber erst dreiundzwanzig.

ruprecht: Aber das Alter kann doch nicht das entscheidende Kriterium sein?

Reuter: Sehr richtig. Ein klassisches Beispiel ist der Vergleich mit unseren französischen Freunden. Die französischen Hochschulen sind zwar fachorientiert, bieten aber eine hochverschulte Ausbildung. Sie entlassen die Menschen in das Leben, ohne daß diese wissen, was es eigentlich in seiner ganzen Breite bedeutet. So sind diese im Bezug auf Kontakt zu einfachen Menschen oder auch der Breite der Bildung außerordentlich beschränkt. Und die Frage ist wirklich, ob das Leitbild, das es heute in vielen Teilen der Welt gibt, für uns Europäer richtig ist. Dieses Leitbild des cleveren, jungen, gutausgebildeten Menschen, ob Physiker oder Betriebswirt, der für Unternehmensberatungen geeignet ist, findet sich überall auf der Welt. Ich bezweifle, daß das ausreicht, unsere Wettbewerbsposition und unseren Standard zu halten. Westeuropa hat sich immer durch hohe Kreativität ausgezeichnet. Zu hoher Kreativität gehört jedoch auch - ich wage den Ausdruck - ein gewisser Fundus an nichtzielgerichteter Arbeit, breiterem Engagement und größerer Flexibilität. Das sollten wir in Europa nicht vergessen.

ruprecht: Wie beurteilen sie in Deutschland die vorhandene Kluft zwischen der Universität und dem Berufseinstieg? Ist es wirklich noch so, daß man bei seiner Einstellung zuerst einmal gesagt bekommt: Vergessen sie erst einmal alles, was sie auf der Universität gelernt haben, jetzt beginnt für sie die Realität?

Reuter: Das ist natürlich eine der klassischen Einstellungen von Personalabteilungen überall. Teilweise geht das darauf zurück, daß viele Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in den Personalabteilungen eigene schlechte Erfahrungen durch solche Generaleinstellungen kompensieren wollen. Natürlich ist es ein Sprung, wenn man nicht sehr praxisorientiert studiert hat, und natürlich ist es ein Sprung von der Theorie in die Praxis. Am besten ist dies nachzuvollziehen an einer betriebs- oder volkswirtschaftlichen Ausbildung, anders als vielleicht bei einer Ingenieurausbildung. Aber es ist natürlich nicht so, daß man alles vergessen sollte, was man zuvor gelernt hat. Man sollte im Gegenteil diesen Fundus nutzen und in das Unternehmen miteinbringen, aber auch - hier kommen wir wieder zum Ende des Kreises zurück - offen und lernfähig sein. Wenn jemand nicht in seine Idealvorstellungen hineinpaßt, sollte man nicht sagen, der taugt nichts. Es ist natürlich das umgekehrte Problem, es muß zusammen kommen. Es ist Quatsch zu sagen, daß man die Hochschulausbildung wegwerfen und erst mal anfangen soll, Praxis zu sammeln.

(col)

Studgebühr: 18.000,-

Exklusive deutsche Privatuni startet in Bruchsal

Als die Universität Stuttgart 1996 ihre Rektorin Heide Ziegler vor die Tür setzte, beschloß diese kurzerhand, ihre eigene Hochschule zu gründen. ruprecht sprach mit der Frau, die im September 1998 in Bruchsal die "International University" als erste Privatuni Baden-Württembergs eröffnen will. 400 Nachwuchskräfte sollen dort zukunftsweisend ausgebildet und für ein zweijähriges Studium um 36.000 Mark erleichtert werden.

ruprecht: Die IU sollte ihren Lehrbetrieb am 14. September mit zunächst 30 Studenten aufnehmen. Jetzt ist nur noch von 14 Studenten die Rede. Gibt es Startschwierigkeiten?

Ziegler: Wir hatten zu Anfang gehofft, daß wir für dreißig Studenten auf dem Campus dormitories haben würden. Es sieht jetzt eher so aus, als ob wir nur zwanzig Zimmer fertigbekommen bis zum 14. September. Da wir jedes Trimester Studenten aufnehmen und unmittelbar nach dem 14. September zwei weitere Häuser fertiggemacht werden, haben wir uns überlegt, im September zwanzig aufzunehmen und dann im Januar noch einmal zehn. Das ist der einzige Grund, warum wir im September wahrscheinlich noch nicht mit dreißig anfangen. Zur Not werden wir auch in Bruchsal Zimmer finden für die Studenten. Es ist unser Gedanke gewesen, daß sie gerade im ersten Jahr alle auf dem Campus wohnen sollen. Am 11. Februar hat die Landesregierung beschlossen, uns zu akkreditieren; erst am 6. Mai hat die Stadt Bruchsal die ehemalige Dragonerkaserne gekauft für die International University. Erst seit diesem Zeitpunkt können wir umbauen. Das drängt sich alles sehr stark.

ruprecht: Eines der beiden großen Fächer, die an der IU gelehrt werden sollen, ist Betriebswirtschaftslehre. Dieses Massenfach kann man an zahllosen Universitäten studieren. Welche Lücke im Bildungsangebot schließt die IU?

Ziegler: Es ist erstens eigentlich nicht Betriebswirtschaft. Ein MBA-Programm ist sehr viel angewandter und anwendungsorientierter. Das sehen Sie daran, daß die typischen MBA schools, die business schools in den USA, fast niemals Forschungsinstitutionen sind. Es ist also eine angewandte Wissenschaft. Derjenige, der den MBA macht, geht danach unmittelbar in den Betrieb. Es ist von daher anders gelagert als ein betriebswirtschaftliches Studium in Deutschland, wo Sie zum Beispiel einen höheren Anteil von Volkswirtschaft dabei haben. Das ist der eine entscheidende Unterschied. Es gibt etwa 250 MBA-Programme in ganz Europa. Da könnte man durchaus auch an einer anderen Business School in Europa studieren. Wir haben aber eine Spezialität eingebaut in unseren Studiengang. Eins der Module unseres Master of Information and Communication Technology heißt Business Administration. Bei dem MBA-Programm im nächsten Jahr wird das Konzept sich umdrehen. Da haben Sie drei Module, wo der MBA gelehrt wird und ein IT-Modul. Das ist die Verklammerung dieser beiden Aspekte in unserer Universität, oder sagen wir besser unserer university, weil man mir ja immer vorhält, daß die Breite der Fächer nicht garantiert ist für unsere Universität.

ruprecht: Werden die wirtschaftlich attraktivsten Studiengänge in Zukunft verstärkt an Privatunis studiert werden?

Ziegler: Die Privatuniversitäten werden auf lange Sicht hin den kleineren Teil der Studenten ausbilden, denn alle Privatuniversitäten werden Studiengebühren nehmen. Solange sich in Deutschland nicht grundsätzlich ändert, daß an den staatlichen Universitäten keine Studiengebühren genommen werden, wird immer nur ein kleinerer Teil der Studenten an die privaten Universitäten gehen. Trotz der Tatsache, daß es da Stipendien gibt und man natürlich auch an student loans und Darlehen denken kann. Ich könnte mir denken, daß der normale Student sich sagt: wenn ich irgendetwas umsonst bekommen kann, weshalb soll ich dafür zahlen? Der IU-Student ist eher jemand, der ganz genau seine Karriere plant, der genau weiß, was er will, und der sagt, dies kann ich nur an dieser Institution erhalten; darum bin ich bereit, entweder ein Darlehen aufzunehmen, mich um ein Stipendium zu bewerben und die nötige Qualifikation zu erbringen oder zu bezahlen. Insofern denke ich, daß das Verhältnis im Moment in Deutschland so bleiben wird, daß es wenig private Universitäten und viele staatliche Universitäten geben wird. Das wird sich schlagartig ändern, wenn es mal Studiengebühren in Deutschland gibt.

ruprecht: Die IU liebäugelt stark mit dem Konzept der angelsächsischen Elite-Universitäten. Bedeutet die Einführung von Privatunis die endgültige Verabschiedung von der Chancengleichheit im Bildungswesen?

Ziegler: Das sehe ich nicht so. Wenn ich sage, auf unsere Universität werden eher die Studenten gehen, die ein klares Karriereziel vor Augen haben, dann sage ich nicht Eliten. Es ist völlig klar, daß jemand, der sich heute im informationstechnischen Bereich ausbilden läßt und in Kauf nimmt, daß er sehr straff studieren muß, daß er dafür was bezahlen muß, daß er eine Aufnahmeprüfung bestehen muß, erwartet, daß er später auch einen Job findet, wo er einigermaßen etwas verdient. Aber wenn alle diejenigen, die ihr Leben so anlegen, daß sie hinterher einen Beruf finden, der sie befriedigt und wo sie etwas verdienen, immer gleich Eliten sind, hätten wir große Eliten in der Bundesrepublik.

ruprecht: 18.000 Mark Studiengebühren pro Jahr muß man erst einmal aufbringen. Dazu verhilft in den USA ein breit gefächertes Stipendiensystem. Wie stellen Sie sich die Finanzierung des teuren Privatstudium in Deutschland vor?

Ziegler: Wir haben 25 Prozent Stipendien geplant. Außerdem sind einige Firmen bereit, für einige Studenten aus bestimmten Ländern zusätzlich Stipendien bereitzustellen. Wenn sich ein Student zum Beispiel aus China bewirbt, sind sie bereit, zusätzlich Stipendien zu bezahlen, damit er, wenn er die Qualifikation erbringt, an der IU studieren kann. Dazu kommt ein weiteres Moment: Wir haben eine ganze Reihe von Bewerbungen von jungen Mitarbeitern aus Unternehmen, die sich mit ihrer Unternehmensleitung abgesprochen haben und bei denen das Unternehmen die Studiengebühren übernimmt. Das sind also nicht die Söhne reicher Eltern, wie immer gesagt wird. Der Bachelor ist ein Programm, das man später im Leben macht. Da zahlen dann die Firmen die Stipendien. Das sind nicht Stipendien, die wir geben, sondern das bedeutet nur, daß jemand anders die Stipendien bezahlt. Wer die Studiengebühren bezahlt, ist uns egal. Das kann die Firma machen, oder der Student selbst. Insofern sind es dann doch eine ganze Reihe von Studenten, die das Ganze nicht aus eigener Tasche bezahlen.

ruprecht: Die IU muß sich zunächst für zwei Jahre vollständig selbst finanzieren, bevor das Land Baden-Württemberg Zuschüsse von 2 Mio. Mark jährlich beisteuern wird. Wie wird die IU die ersten beiden Jahre bestreiten? Kommt da kein flaes Gefühl angesichts einer letztlich unsicheren Mischfinanzierung auf?

Ziegler: Wir sind eine GmbH, die IU in Germany ist ein Unternehmen.

Wenn Sie jedem Existenzgründer sagen, habt ihr nicht ein flaes Gefühl dabei, daß ihr möglicherweise das Unternehmen mal wieder zumachen müßt, dann würde gar keiner anfangen. Wir haben das Risiko insofern abgedeckt, indem wir im vierten Jahr freiwillig und auf Antrag eine Evaluation der gesamten Institution durchführen. In diesem Evaluationsgremium werden auch unsere Sponsoren vertreten sein. Wir gehen davon aus, daß, wenn dieses Evaluationskomitee uns positiv evaluiert und die Sponsoren dabei sind, sie dann auch weiter sponsern werden. Wenn wir nach vier Jahren keine Erfolge aufzuweisen haben, liegt ein alternativer Kostenplan beim Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst vor, wonach wir dann im fünften Jahr die Institution abwickeln. Dabei wird im wesentlichen sichergestellt, daß die Studenten ihr Studium an einer Partneruniversität zu Ende führen können und im übrigen, daß die Verträge der Professoren und Mitarbeiter auslaufen können.

ruprecht: Wie hoch wird der Finanzierungsanteil der freien Wirtschaft und der aus den Studiengebühren sein?

Ziegler: Wir rechnen damit, daß die Wirtschaft 50 Prozent der Universität trägt, daß die Studiengebühren etwa 35 Prozent ausmachen und 15 Prozent vom Land Zuschüsse kommen.

ruprecht: Die IU ist sehr stark auf die Fördermittel aus der freien Wirtschaft angewiesen. Wie stark wird die Einflußnahme etwa des Hauptsponsors SAP auf die Gestaltung der Studiengänge und Curricula sein?

Ziegler: Es kommt auf die Haltung an, mit der Sie so etwas angehen. Als ich Rektorin der Universität Stuttgart war, war es noch verpönt zu sagen, irgendetwas, was an der Universität gelehrt wird, wird beeinflußt durch die Belange der Industrie. Wir drehen den Spieß um. Wir sagen, die IU ist dafür da, daß deutsche Unternehmen Nachwuchs finden, der international ist, der sehr gut ausgebildet ist, der in den Filialen dieser Unternehmen im Ausland tätig werden kann, der nebenher deutsche Kultur und deutsches Demokratieverständnis ins Ausland trägt. Wir sagen: Jawohl, wir sind eine Universität, die den Belangen der deutschen Wirtschaft zuarbeitet, gleichzeitig aber versucht, etwas zu vermitteln im Bereich der cultural studies, das über die reine Ausbildung hinausgeht. Das ist wahrscheinlich ein erfolgreicherer Konzept, als wenn Sie ständig nur versuchen, den Einfluß der Unternehmen abzuwehren. Sie kommen ja doch nicht weiter damit. Unsere Universitäten sind auch deshalb international in Rückstand gekommen, weil sie diese Verbindung zum Rest der Gesellschaft nicht rechtzeitig genug erkannt haben und nicht akzeptiert haben, daß Studiengänge auch eine gewisse gesellschaftliche Relevanz haben müssen.

ruprecht: Werden Vertreter von SAP im Kuratorium sitzen, um die Lehrpläne wirtschaftsgerecht auszurichten?

Ziegler: In unserem Kuratorium werden Vertreter der Wissenschaft, der staatlichen Universitäten und der Wirtschaft sitzen. Das Kuratorium hat in der Tat richtungsgebende Funktionen, indem es Empfehlungen darüber abgibt, welche Studiengänge neu eingeführt werden sollen, aber nur dieses. Die innere Ausrichtung und die Konstruktion und Struktur dieser Studiengänge bleibt den Professoren und den akademischen Gremien in der Universität überlassen. Es ist aber in der Tat richtig, wenn viele unserer Sponsoren sagen, Simulationstechnik ist etwas, das wir sehr stark brauchen können, und dann sagt eine andere Gruppe von Sponsoren, wir sind der Meinung, daß Sie dieses informationstechnische Programm noch ein Jahr zurückstellen sollten und stattdessen eines in Business Administration aufstellen sollten. Dann muß man das abstimmen und wird letztlich dem Kuratorium folgen. Aber dieser Beschluß wird innerhalb der Universität umgesetzt. In die Umsetzung werden dann die

Wirtschaftssponsoren nicht mehr eingreifen.

(kwa)

Inhaltsverzeichnis Ausgabe 55

Frischfleisch

von Sandra Thoms

Mal eine ganz dumme Frage: Ist die Wirtschaft wirklich der einzige Maßstab, nach dem man sich richten kann? Anscheinend ist es heutzutage schon ein Anachronismus, sprich völlig out, von den Universitäten zu verlangen, sie sollten zukünftigen Generationen die Möglichkeit geben, Wissen zu erwerben. Und sei es auch nur um des Wissens willen.

Die Universität ist heute schließlich nicht mehr Lehr- und Forschungsstätte, sondern ein Ort, an dem Frischfleisch für den Arbeitsmarkt produziert wird. Dieses Ziel läßt sich natürlich auch mit geringerem finanziellem Aufwand erreichen als die Idealvorstellung von Hochschule. So lasset uns denn kürzen, wie es der Staat von uns braven Bürgern, die nicht einmal einen angstmachenden Streik anzetteln können, verlangt.

Eine störende Kleinigkeit im Kürzungsprogramm bleibt die Tatsache, daß nicht der umständliche Verwaltungsapparat verkleinert, sondern bei der Wissensvermittlung gestrichen werden soll. Besitzt dieser Bereich etwa einen so geringen Stellenwert, daß er den Sparmaßnahmen als erster zum Opfer fallen kann?

Kaum nachvollziehbar erscheint auch mitunter die Logik, nach der gekürzt wird. Ein konkretes Beispiel: das Institut für Übersetzen und Dolmetschen. Es soll von der Universität an die Fachhochschule verlegt werden und dann dort - unter anderem Namen, bei jedoch gleichbleibender Zahl an Studenten und Lehrkräften - weiterexistieren. Worin bestehen da die Einsparungen? Offensichtlich ist nur, daß der verwaltungstechnische Aufwand, den diese Verlegung hervorruft, einiges kosten wird.

Es gibt jedoch auch Positives unter den Überlegungen der Kommission. Ihre Idee, daß sich die Bezahlung der Lehrkräfte künftig nach deren Leistung richten soll, klingt gut. Denn wer kennt nicht den Typ Professor, der zwar sein Gehalt kassiert, zum profanen Unterricht aber meist nicht anwesend ist. Er widmet sich lieber der Forschung und Dienstreisen als seiner dummen Studentenschar. Daß diese ohne sein Zutun auch nicht intelligenter wird, ist ihm dabei gleichgültig.

Nebenbei bemerkt, nicht allen Studenten ist bekannt, daß ein Professor für jede Klausur, die er korrigiert, zusätzlich Geld bekommt. Ein Student muß jene aber nicht nur verfassen, sondern auch noch Studiengebühren dafür zahlen, daß er das tun darf. Ist diese Regelung nicht befremdlich?

Aber dies ist ein anderes Thema, das im Bericht der Kommission seiner Unwichtigkeit wegen nicht einmal Erwähnung fand. Woher ein nicht arbeitender Student (nur zur Erinnerung: per definitionem arbeitet ein Student nicht, da er sich noch in der Ausbildung befindet) hundert bis tausend Mark nehmen soll, ist sowieso sein Problem. Es steht zu befürchten, daß die sinnvollen Vorschläge der Kommission unter den Tisch fallen werden, der unausgegrenzte Rest jedoch allen Widerständen zum Trotz durchgeboxt werden wird.

Warum hört eigentlich niemand auf die Ideen der Studenten? Schließlich sollte man meinen, daß sie, die doch einen ziemlich regen

Kontakt zur Uni unterhalten, am besten wissen, wo etwas fehlt und was überflüssig ist, oder etwa nicht? Doch die Politiker wissen im Normalfall gar nicht, daß solche Ideen existieren.

Noch ein kleiner Vorschlag am Rande: Die Auflösung der Uni Heidelberg beziehungsweise der Uni Mannheim wäre eigentlich am wirtschaftlichsten, sie käme sogar noch billiger als die momentan beste Lösung, die "Kooperation um jeden Preis"

Inhaltsverzeichnis Ausgabe 55

Sind wir das Volk?

Stell Dir vor, es ist Wahl und keiner geht hin...

Am 16. Juni war es mal wieder soweit: Gremienwahlen an der Ruperta Carola. Verstohlen schlichen einige zähe Demokraten zu den Wahlurnen. Andere gingen vorbei. Um es gleich zu sagen: Die, die vorbei gingen, waren in der Überzahl.

Als Folge davon ist die studentische Wahlbeteiligung auf ein neues Tief gesunken. Nur 6% der Studierenden waren dazu zu bewegen, ihre Kreuze auf den Wahlbögen zu machen. Erschreckende Zahlen. Es damit erklären zu wollen, die Studenten hätten wohl endgültig verstanden, wie machtlos sie in den Gremien sind, in denen die Professoren mehr als 80% der Stimmen zählen, reicht jedoch wohl nicht völlig aus. Denn kann man erwarten, daß die Studenten so über die Strukturen der Uni informiert sind? (Übrigens gab es bei ungefähr zeitgleich abgelaufenen Wahlen an der Freiburger Uni immerhin ein Wahlbeteiligung von 17,3 %, sollte uns das nicht zu denken geben?)

Unterboten wurde die Wahlbeteiligung jedoch noch beim wissenschaftlichen Mittelbau, hier wollten nur 5,3 % dem Ruf der vermeintlichen Demokratie folgen. Und selbst bei den Professoren, deren Stimme als einziger wirklicher Einfluß hat, gaben nur gut ein Drittel ihre Stimme ab. Doch hier die Fakten: Klarer Sieger war auch in diesem Jahr wieder die FSK, sie erreichte 57,9% der Studistimmen bei den Wahlen zum Senat und 61,2 % bei den Wahlen zum Großen Senat. Damit konnte sie gegenüber dem letzten Jahr noch an Stimmen zulegen. Die Jusos konnten ihr Ergebnis von ungefähr 18% in beiden Gremien halten. Verluste mußte dagegen der RCDS einstecken, sein Anteil verminderte sich um fast die Hälfte. Im Senat erreichte er nunmehr 12,4 Prozent, im Großen Senat 10,9 Prozent. Die Stimmeinbußen gingen wohl an die in diesem Jahr erstmals wieder angetretene Liberale Hochschulgruppe. Mit ca. 10% gelang ihr ein recht ordentliches Comeback.

Für die Sitzverteilung bedeutet dies: Die FSK behält im Senat alle drei studentischen Sitze, im Großen Senat gehen fünf an sie. RCDS und Jusos erhalten jeweils einen Sitz. Damit hat die FSK auch 13 von 17 Sitzen im AstA, den sie damit wie in den letzten Jahren nur einmal tagen lassen wird, um dann die Arbeit in die Konferenz der Fachschaften zu verlegen.

Die genauen Zahlen der studentischen Abstimmung und einen Link zur offiziellen Seite des Wahlamtes auch mit den Ergebnissen der Wahlen bei Professoren, Mittelbau und sonstigen Mitarbeitern gibt's im *ruprecht*-aktuell.

(mg)

Wer muß zahlen?

Viel Verwirrung um die Studiengebühren

Was vor zwei Jahren beschlossen wurde, wird jetzt Realität: 1000 Mark Studiengebühren für alle, die die Regelstudienzeit ohne ausreichende Begründung um vier Semester überschritten haben. Nach einer Übergangszeit von zwei Semestern wurden nun die Bescheide über die Gebühren verschickt - in Heidelberg an immerhin 5.400 Studierende.

Doch traten dabei einige Pannen auf: Verschickt wurden die Bescheide am 27. Mai, die Fristen zur Rückmeldung waren jedoch so knapp gehalten, daß man zur genauen Information - beispielsweise bei den Fachstudienberatern - kaum Zeit hatte. Diese erhielten die Informationsschreiben von dem zuständigen Dezernenten, Eckhard Berends, ebenfalls erst am 27. Mai. Wer sich also schon vorher informieren wollte, mußte sich einen anderen Weg suchen. Das große Gedränge, das diese Vorgehensweise hervorrufen würde, bemerkte auch Eckhard Behrends: "Jetzt dürfte die Nachfrage nach Beratung sprunghaft ansteigen.", so der Dezernent für Studium und Lehre in seinem Rundschreiben an die Studienberater.

Doch wie wird eigentlich genau entschieden, wer zahlen muß und wer nicht? Ausgenommen sind zunächst einmal diejenigen, die noch Bafög erhalten, sowie Studierende, die "ein Kind im Alter bis zu fünf Jahren erziehen und pflegen." Dies gilt zunächst einmal nur für leibliche Kinder, bei nichtleiblichen liegt es im Ermessensspielraum der Universitäten zu entscheiden. (Abzuwarten bleibt, ob dadurch die Nachfrage nach zwischenmenschlichem Kontakt an der Uni in schwindelerregende Höhen getrieben wird).

Ansonsten können - müssen aber nicht - entlastend wirken: Urlaubssemester, Fremdsprachenerwerb während des Studiums, Mitarbeit in Universtätsgremien oder das Studium an privaten Hochschulen. Wer aber jetzt denkt, hier gebe es feste Richtlinien, der irrt. Was als entlastend anerkannt wird, darüber entscheiden allein die Unis, also im Falle unserer Alma Mater Eckhard Behrends. So kann es vorkommen, daß diejenigen, die das Latinum in Universitätskursen nachgemacht haben, dies als Entlastungsgrund anerkannt bekommen, während ein Crashkurs in den Ferien nicht als "Befreiungstatbestand" gilt. Grund: Das alleinige Einreichen des Latinumszeugnisses reicht offenbar nicht aus, sondern es ist der Nachweis erforderlich, wie lange man für das Erreichen des Latinums an der Uni benötigt hat. Problem: Woher nehmen, wenn nicht stehlen?

Auch eine zentrale Informationsveranstaltung wurde nicht abgehalten. Sie wurde zwar in der zuständigen Senatskommission diskutiert, doch - laut Äußerungen von Herrn Behrends gegenüber Studenten - aufgrund von Problemen in der EDV-Abteilung und Personalmangel wieder fallengelassen.

Wer nun seinen Zahlungsbescheid in den Händen hält und dagegen Widerspruch einlegen will, dem sei noch gesagt, daß bei einer Ablehnung die Bearbeitungsgebühr zu bezahlen ist. Auch hier ist die Uni kaum an feste Richtlinien gebunden: nach einer Verordnung des Ministeriums kann sie zwischen 20 und 5000 Mark betragen, empfohlen werden 60 Mark.

Für alle, die sich in den behördlichen Mühlen zermahlen fühlen, bietet die FSK interaktive Hilfe an: Unter www.uni-heidelberg.de/stud/fsk/themen/gebuehren.html gibt es Hinweise zu den Gebühren und eine Mailingliste, bei der man nach Eintrag die jeweils neuesten Infos zugesendet bekommt.

(mg)

Inhaltsverzeichnis Ausgabe 55

Massenhaft motorisiert

Schritte zur umweltorientierten Mobilität?

Prof. Heiner Monheim ist Professor für angewandte Geographie und Raumentwicklung an der Universität Trier. Er erläuterte in seinem Vortrag in Heidelberg am 25.6.98 sein innovatives Verkehrskonzept, indem er die Möglichkeiten der Umorientierung vom Auto zur umweltorientierten Mobilität darstellte. Prof. Monheim hatte der Stadt Heidelberg dieses Konzept in Form eines Vortrages im Rahmen des Heidelberger Verkehrsforums 1991 vorgestellt. *Ruprecht* informierte sich beim Amt für Umwelt und Prognosen sowie beim Stadtplanungsamt der Stadt Heidelberg, inwiefern umweltorientierte Mobilität in die Praxis umgesetzt wurde.

Prof. Monheim stellte in seinem Vortrag klar heraus, daß es trotz der Notwendigkeit einer Verringerung des Autoverkehrs zu einer weiteren sprunghaften Expansion der Massenmotorisierung kommen wird. Mehr Parkraum und Straßen sollten einer Überflutung durch den Autoverkehr entgegenwirken.

Bewiesen worden ist dagegen laut Monheim, daß neue Straßen und mehr Parkraum auch mehr Verkehr anziehen. "Durch Einsatz des Drei-Liter-Autos kann keine Abhilfe geschaffen werden, denn auch ein geringerer Schadstoffausstoß und eine starke Absenkung des Energieverbrauchs würden nichts an dem Verkehrsproblem der Staus ändern." Dieses würde seiner Meinung nach nur durch ein Umsteigen auf andere Formen der Mobilität gelöst werden. Monheim: "Da das schlechte Image der Bahn auch vom autoorientierten Zeitgeist abhängt," so Prof. Monheim, "ist ein neuer Marktauftritt der öffentlichen Verkehrsmittel unabdingbar. Warum wird nicht auch für das Zugfahren Werbung gemacht? Da muß eben genauso wie bei der Autowerbung auch einmal eine Filmschauspielerin mit dem Zug fahren." Straßenbahnen hätten den Ruf, häßlich und unmodern zu sein. Deshalb hat Straßbourg die modernste kommunale Stadtbahn mit dem Slogan "3.000 neue Bäume durch die Stadtbahn" beliebt gemacht. Auf diese Weise konnten Fahrgastzahlen von 80.000 auf 2.500.000 gehoben werden. Vielfältige Serviceleistungen, wie z.B. Kaffee auch in der Regionalbahn anzubieten, sollten den Komfort der Bahn gegenüber dem des Autos übertreffen.

Konkret fordert Prof. Monheim eine Verzehnfachung der Haltestellen, um die Bahn selbst für Menschen mit schwerem Gepäck bequem erreichbar zu machen, mehr Bahnhöfe, die Möglichkeit, an Bahnhöfen Fahrräder zu mieten, um flexibel zu sein, Nutzung der freien Schienenkapazitäten, um die Taktfrequenz der Verkehrsmittel zu erhöhen, und vor allem ein flächendeckendes Bahnnetz, das auch das Land mit einbezieht. Wie kommt es, fragt er, daß achtzig Mark für eine Bahnfahrt als viel und 25.000 Mark für ein neues Auto als durchaus angemessen empfunden werden?

Es ist interessant zu sehen, welche innovativen Formen die Stadt Heidelberg von der Theorie in die Tat umgesetzt hat und in nächster Zukunft umsetzen wird

In Heidelberg nahm die Einwohnerzahl zwischen 1970 und 1995 um weniger als 10 Prozent zu, die Anzahl der Autos hat sich jedoch im selben Zeitraum von 37.000 auf 68.000 fast verdoppelt. Auch die Stadt

Heidelberg sah in einem weiteren Neu- und Ausbau der Straßen keine Lösung, da diese Maßnahmen nur noch mehr Verkehr anziehen würden. 1994 wurde ein Verkehrsentwicklungsplan entworfen. Dieser enthielt 300 positive Maßnahmen, die einen Umstieg vom Auto zu anderen Mobilitätsformen fördern sollten.

Dieser Verkehrsentwicklungsplan galt auch als Muster für viele andere deutsche Städte. Einiges von dem Geplanten, wie zum Beispiel der Ausbau des Straßenbahnnetzes nach Kirchheim und die Umwandlung der Plöck in eine in beide Richtungen befahrbare Fahrradstraße wird beziehungsweise wurde realisiert. Dennoch befindet Dieter Teufel, Leiter des Umwelt- und Prognose-Institutes: "Maßnahmen, die niemandem weh tun, werden umgesetzt, Restriktionen, wie zum Beispiel die Einrichtung einer Busspur an einer kurzen Strecke der Friedrich-Ebert-Anlage, werden jedoch nicht durchgeführt, da die Straße dann in diesem Bereich für Autofahrer nur noch auf drei statt wie bisher auf vier Spuren befahrbar wäre." Positiv erschienen, so Dieter Teufel, die Tarifvereinbarungen mit den Stadtwerken, durch die das 24-Stunden-Ticket, das Monatsticket und andere Zeitkarten eingeführt wurden. Diese führten zu einem Anstieg der Fahrgastzahlen. Wie sich jedoch durch Zählungen ergab, sank statt dessen die Zahl der Fahrradfahrer und nicht wie erhofft die Zahl der Autofahrer. Fraglich ist auch die Durchführung des Straßenbahnbaues vom Bismarckplatz in Richtung Karlstor, da dieser mit dem Bau des geplanten Tunnels rechts des Neckarufers oder durch den Königsstuhl gekoppelt werden soll. Ob ein Tunnel, der laut Herrn Teufel 12.000.000 Mark kosten soll, jemals gebaut werden kann, stellt dieser in Frage. Fraglich ist also, so die Meinung des Leiters des Umwelt- und Prognoseinstitutes Teufel, ob der Verkehrsentwicklungsplan in wichtigen Teilbereichen in die Realität umgesetzt wird. Demgegenüber verweist Dr. Rieck, Mitarbeiter des Stadtplanungsamtes Heidelberg, auf die innovativen Änderungen die bislang in die Tat umgesetzt worden sind oder noch werden. Das Stellen von Teilautos an verschiedenen Plätzen der Stadt ermöglicht es Menschen, die nur gelegentlich ein Auto brauchen, auf den Kauf eines eigenen Wagens zu verzichten. Ruftaxis können an manchen Bushaltestellen gerufen werden, um langes Warten zu vermeiden. Eine Mobilitätszentrale am Bismarckplatz ist ein Anlaufpunkt für Fragen wie zum Beispiel: Wie komme ich am schnellsten mit öffentlichen Verkehrsmitteln von A nach B. Am Bahnhof gibt es die Möglichkeit, einen Parkplatz zu mieten und das Park+Rail Angebot zu nutzen. Es wurde das Straßenbahnnetz streckenweise ergänzt und es wurden Fahrradwege renoviert oder neu angelegt.

Trotz teilweisen Fortschritten in Richtung autounabhängige Mobilität ist fraglich, ob der Verkehrsentwicklungsplan realisiert wird. Die Zahl der Verunglückten im Straßenverkehr ging in den achtziger Jahren stark zurück, in den 90er Jahren konnte jedoch keine weitere Senkung festgestellt werden. Auch die Zahl der Fahrradfahrer ging laut einer Zählung durch das Umwelt- und Prognoseinstitut, in den Jahren 96/97 zurück.

(cma)

Nicht nur zur Fußballzeit

Ode an einen numerischen Saft

Es ist sehr heiß, die Sonne brennt,
und jeder, der dies Wetter kennt,
der weiß, wieviel an frischer Kraft
uns spendet doch der Gerstensaft.
Es nervte mich grad das Studieren,
da wollt´ ichs mal mit Bier probieren.
Und deshalb saß schon bald auch ich
mit großem Durst an einem Tisch.
Ich wollt´ mal endlich so im Freien
mich voll und ganz der Hefe weihen,
denn in solch einem Abfülltempel
verdrängt man leicht den Studienkrempele.
An einem Tisch gleich neben mir
bestellte grad ein Bauch sein Bier.
Er nannte bloß zwei sonderbare,
mir unbekannte Zahlenpaare.
Doch war´s mir zunächst einerlei,
so rief auch ich sechzehnnulldrei.
Und mit dem Blick auf Nachbars Bauch
vermutete ich einen Brauch.
Zu Anfang war ich noch gehemmt,
der Kloß im Hals nicht weggeschwemmt.
Und erst beim vierten Glase dann
befragte ich den Nachbarsmann,
weshalb verflucht in aller Welt
mit Zahlen er sein Bier bestellt.
Er zuckte mit den Schultern bloß
und schaute völlig ahnungslos
und gab mit glasig-feuchten Blick
die Frage gleich an mich zurück.
Dann hängte er den dicken Kopf

gleich wieder an den Gerstentropf.
Am Tisch mir gegenüber saß
ein Schnurrbart über seinem Glas,
das grade er zu jenem führte,
als ich ihn sacht am Arm berührte
und ihn weg von der Leber frei
befragte nach sechzehnnuldrei,
und weshalb nur in dieser Stadt
das Bier so'n blöden Namen hat.
Statt eine Antwort mir zu geben
sah ich den Schnurrbart sich erheben
und tief versunken in Gedanken
mit schwerem Schritt von dannen wanken.
Zu schade, dachte ich da mir
und steckte in das fünfte Bier
gerade meine Neugiersnase,
da meldete sich meine Blase.
Durch diese angespannte Lage
vergaß fürs erste ich die Frage.
Ich wankte also zur Toilette
damit ich dort Erleichterung hätte.
Dort stand ein Glatzkopf neben mir
und schickte grad sein letztes Bier
in der beim Mann gewohnten Weise
auf eine große, weite Reise.
Auch diesen fragte ich adrett,
was es wohl damit auf sich hätt,
daß draußen wohl so alle Welt
mit Zahlen sich sein Bier bestellt.
Nun schien das Blatt sich doch zu wenden,
denn mit Johannes noch in Händen
begann der Glatzkopf zu dozieren
von Heidelberg und seinen Bieren.
"Es war im Jahr sechzehnnuldrei,
die heut'ge Schlossquell-Brauerei,
die braute lange noch kein Bier,
als Kürfürst Friedrich Nummer vier

erließ mit dem ihm eignen Schwung
die Heidelberger Bierordnung.
Fortan wurd´ munter Bier gebraut
das Schloss nicht wieder aufgebaut,
dafür im Jahr siebzehnfünfdrei
der heut´gen Schlossquell-Brauerei,
weil grad so heiß die Sonne schien,
das Braurecht offiziell verliehn.
Man widmete das erste Bier
dem toten Friedrich Nummer vier
und seiner strengen Bierordnung
und nur zu seiner Hochachtung
benannte dann die Brauerei
ihr neues Bier sechzehnnuldrei."
Doch trink´ er lieber andres Bier
versicherte der Glatzkopf mir.
Es habe ihm zu wenig Würze,
veriet er mir in aller Kürze.
Von sich er mir das nicht bewies,
als drauf er einen fahren ließ.
Genug hatt´ ich nun von dem Mann
und trat sogleich den Rückzug an.

(col)

Dissonanz im Quartett

Eine restlos abgewirtschaftete Zweisamkeit

Vier - das ist laut Duden die "kleinste ganzzahlige Quadratzahl". In einem Streichquartett spielen vier Musiker: zwei Geigen, Bratsche und Violoncello. "Die Quartettformation ist bündig, unvermischt und in sich rund. Es gibt nichts Befriedigenderes als vier Stimmen", heißt es in Ulrich Hubs Stück "Die Beleidigten", welches das Heidelberger Ensemble zur Einläutung des diesjährigen Stückemarktes uraufführte.

Ulrich Hub kehrt einen Gedanken aus Johann Friedrich Reichardts "Vermischte(n) Musikalien" um, dem das Quartett wie ein Gespräch unter vier Personen erschien. Hub nutzt die Probensituation als Rahmenbedingung, um Dialoge zu schaffen und Beziehungen darzustellen. Dabei ist seine Figurenkonstellation ebenso bündig wie die Quartettformation. Es handelt sich um zwei Schwestern (Bratsche und Cello) und deren Partner (1. und 2. Geige), vier Musiker, die vom Erfolg ihres Streichquartetts träumen, denen jedoch auf der Suche nach (musikalischer) Harmonie ihre privaten Beziehungen immer wieder in die Quere kommen, da sich diese bunt untereinander verzweigen und entzweien. Der geplante Auftrittsort, die Museumsinsel, wird zum symbolischen Hoffnungsträger des Erfolgs, doch am Ende findet der ersehnte Auftritt nicht statt, weil einer plötzlich aussteigt und sich in den Orchestergraben stürzt.

Auf einer Gratwanderung zwischen Beziehungskomödie à la Lorient, Kammerspiel und Musikerdrama stellt Hub den Kampf der "Beleidigten" als durchaus menschliches Mittel zur Selbsterhaltung dar. Je enger die Beziehungen zwischen den Charakteren sind, desto tiefer treffen die gezielt abgeschossenen Spitzen die Ehre des anderen. Ein und dieselbe Tatsache wird von den Beteiligten genau gegensätzlich dargestellt, so daß nur der aufmerksame Zuschauer Einblick in das Netz von Lügen erhält, das im Laufe des Stückes alle Figuren verunsichert: "Verdammt noch mal! Kann man in diesem Streichquartett eigentlich niemandem mehr trauen?", fragt Robert verzweifelt bei der vierten Probe - Eskalation und Höhepunkt - , bei der sich alle gründlich die Meinung geigen. Das Kompositionsprinzip des Stückes ist verblüffend: Anstelle der sieben Todsünden, Tugenden, Siegeln oder Geißlein, sind es hier sieben Proben, die eine zweite magische Zahl heraufbeschwören. Zwischen den Proben sind Monologe eingeschoben, in denen die Figuren einzig und allein darauf bestrebt sind, sich selbst in ein positives Licht zu rücken - auf Kosten der anderen, versteht sich. Nur einer kommt in keinem Monolog zu Wort und verzichtet auf Selbstdarstellung: Florian, der bezeichnenderweise nur die zweite Geige spielt ("Niemand von uns weiß, wie du wirklich spielst. Du spielst so leise, daß man dich einfach nicht hören kann!"). Er zeigt sich von Anfang an pessimistisch ("Wir sagen die Museumsinsel ab"), doch niemand reagiert in ernsthafter Weise auf ihn. Deshalb bleibt ihm als letzte Möglichkeit nur der allen unbegreifliche, aber schon im ersten Monolog vorweggenommene Freitod, um den Auftritt doch noch zu verhindern.

In Analogie zu der Grundidee eines Streichquartetts werden auch im Text "Motivpassagen" verschiedener Stimmen aufgenommen und variiert. Bestimmte Kernsätze durchlaufen alle Mündler, die Figuren zitieren sich gegenseitig, wodurch die Liebesbeteuerungen in der

Bedeutungslosigkeit versickern; Sprache wird zum Versatzstück.
Wahrheit ist relativ in Beziehungsfragen.

Nach der Uraufführung gab es keinen Zweifel mehr daran, daß Hubs Stück (mit Dominik Warta als geschwätzigem Robert, Jan Pröhl als "leisem" Florian, Luise Poustka als akribischer Renate und Harriet Kracht als chaotisch-lebensfroher Marion hervorragend besetzt) eine Inszenierung durchaus verdient hat. Der lange Applaus galt Schauspielern, Autor und Stück gleichermaßen, wie auch dem Regisseur Pit Holzwarth, dessen Inszenierung die Qualitäten des zugrundeliegenden Textes hervorhebt und unterstreicht. Bühnenwirksam ist das Stück allemal mit seinen bei allem Ulk und aller Härte doch sehr menschlichen Figuren, in denen sich wohl jeder Zuschauer ein bißchen wiedererkennen muß, wenn er das auch ungerne zugeben wird.

Weitere Termine: 5.7., 19 Uhr; 13.7., 20 Uhr und 25.7., 19.30 Uhr.

(cw)

Inhaltsverzeichnis Ausgabe 55

Endstation Schaumbad

Johann Kresnik wütet mit "BRECHT." am Nationaltheater Mannheim

Acht Frauen in Laborantinnenkitteln kriechen um eine Tuchbahn. Balancieren Bücher und Kartons auf Bauch oder Rücken. Jeden Moment ist ihr Zusammenbruch zu befürchten. Doch dann setzt plötzlich ohrenbetäubende Musik ein, sie reißen Türen auf, die sich zu anstaltsweiß gekachelten Räumen hin öffnen, und entledigen sich schreiend eines Teiles ihrer Last. Stille. Das Kriechen geht weiter.

So beginnt Johann Kresniks jüngster Theaterabend. Der langjährige Leiter des Heidelberger Tanztheaters, der unter anderem Stücke über Friedrich Nietzsche, Ernst Jünger und Gustaf Gründgens erarbeitet hat, durfte sich nun am Mannheimer Nationaltheater am Jubelkind des Jahres austoben: Bertolt Brecht.

Im Mittelpunkt seines Interesses stand jedoch nicht der Dichter selbst, sondern die Frauen seiner Umgebung. Dabei hat er sich von John Fuegjis umstrittener Biographie "Brecht & Co." inspirieren lassen, die pünktlich zum Feierreigen auf Deutsch erschienen ist und demselben einen bitteren Beigeschmack verliehen hat. Der Amerikaner versucht darin mit puritanischem Eifer akribisch nachzuweisen, daß Brechts Geliebte und Mitarbeiterinnen in noch viel stärkerem Maße als bisher zugestanden die Urheberinnen seiner Werke sind. Seine Bahauptung, daß der Schriftsteller sie sexuell ausnutzte, zu Abtreibungen, gar Selbstmordversuchen trieb und sie um die ihnen zustehenden Tantiemen betrog, brachte er auf die plakative Formel "sex for text". Folglich treten uns in der ersten Szene Helene Weigel, Ruth Berlau, Marieluise Fleißer, Elisabeth Hauptmann, Margarete Steffin und all die anderen als Ausgebeutete, Verstümmelte, in der "Dichtfabrik" irr Gewordene entgegen. Man ahnt, und der Brecht-Verehrer fürchtet es: Biographische Genauigkeit und dokumentarischer Anspruch sind Kresniks Sache nicht. "BRECHT." ist eine von Uschi Otten zusammengestellte Collage aus Briefen, Gedichten und Tagebuchzitaten des Meisters und seiner Musen, die Kresnik in expressive, assoziativ mit deren Biographien verknüpfte Bilder umsetzt.

Da sieht man in der zweiten Hälfte, wenn das Bühnengeschehen endlich an dramaturgischer Stringenz gewinnt, wie das ausschließlich weibliche, aus Schauspielerinnen und Tänzerinnen zusammengesetzte Ensemble erst champagnertrinkend in Hochzeitskleidern um einen flokativverkleideten Flügel steht und mit dürftigem Erfolg versucht, einen Engelsgesang anzustimmen und dann auf dem Bühnenboden zu Modern Talking - Rhythmen einen Breakdance vorführt. Später werden die Damen mit Pappfiguren des Augsburgers, die irgendwann, gleich einer Terrakotta-Armee, in zwanzigfacher Ausfertigung aus dem Bühnenuntergrund emporgeschwebt waren, zu Frank Sinatras "I got you under my skin" einen Walzer auf das Parkett legen. Der Zeitgeist läßt grüßen...

Weiter schwemmt die bald ermüdende Bilderflut an: einen echten Schäferhund, eine rote Trabi-Karosserie, Porno-Projektionen, Elektroschocks (Bühne: Martin Zehetgruber, Kostüme: Heide Kastler); das alles garniert mit Einsprengeln ironischer Selbstreflexion des Regisseurs und Religionskritik der eher plumpen Art. Die Darstellerinnen, die laufend ihre Identität wechseln, streifen sich auch

abwechselnd den Ledermantel über, um so zu Brecht, dem Sexmonster, zu werden. Seine Mitarbeiterinnen sehen wir hin- und hergerissen zwischen willig erbrachtem Liebesdienst und, wenn sie im Schlußbild auf den Metalsarg des Dichters einschlagen, ungehemmter Aggression. Doch die Faszination, die so viele dazu brachte, sich Brecht unterzuordnen, kann Kresnik trotz aller optischer Schockeffekte nicht ergründen.

Dennoch hat das Stück seine starken Momente. Meist dann, wenn eine der Frauen allein auf der Bühne steht. Sie beispielsweise zwecks Abtreibung den Bauch aufsägt und darin statt eines Kindes ein Buch vorfindet. Doch Kresnik gönnt dem Publikum, seinem selbsternannten Feind, keine Ruhe. Schon kehren die anderen zurück und mit ihnen Geschrei und Gestampfe, das Grelle und Laute, das in diesem Opus über zu weite Strecken vorherrscht und erst gar keine Nähe zu den Akteurinnen aufkommen läßt.

Am Ende: eine Selbstverstümmelungspantomime des blutüberströmten, mit Fleischermessern bewaffneten Ensembles. Es wird von einem zuletzt bühnenfüllenden Schaumteppich überrollt, in dem auch die rote Fahne des Kommunismus untergeht. Dann setzt die Dämmerung ein...

Was bleibt von dieser mit bemerkenswerter Perfektion ablaufenden Materialschlacht hängen? Erstens: Kresnik schafft es kaum noch, zu provozieren, genausowenig wie Brecht selbst. Letzteres belegt die "Mahagonny"-Inszenierung am gleichen Haus. Bei beiden Produktionen: Jubel des Bildungsbürgertums, nur vereinzelt Buhrufe. Abstumpfung der Mediengesellschaft?

Zweitens: Das Regietheater lebt. "BRECHT" ist ein eindrucksvoller Beweis dafür, daß Ensemble und Techniker deutscher Bühnen immer noch bereit sind, sich von Regie-potentaten an den Rand des physischen und logistischen Zusammenbruches treiben zu lassen, wenn die Intendanz das Haus zumindest quantitativ in die erste Feuilleton-Liga schießen will. Sparschwänge? Dieser Abend ist der beste Gegenbeweis.

Überhaupt die Darstellerinnen (Elisabeth Auer, Stephanie Eidt, Katherine Guerin, Karine Guingamp, Almut Henkel, Ulrike Knospe, Maria Pichler, Caroline Schreiber, Monika-Margret Steger, Susanne Weckerle und Anna Hames): bewundenswert bereitwillig verausgaben sie sich an den Torturen, die Kresnik - darin dem Dichter durchaus wesensverwandt - ihnen zum Zwecke der Selbstdarstellung auferlegt.

Daß Brecht und die Frauen hier letztendlich wenig mehr als ein Alibi für den Einkauf eines Regie-Markenartikels sind, verhehlt das Nationaltheater erst gar nicht. So heißt es in dem betreffenden Inserat in einer Branchenpublikation, lapidar untereinandergesetzt: "Kresnik. Brecht. Frauen." Der Drillmeister bringt also ein Stück zur Uraufführung, das genausogut nach ihm benannt sein könnte.

Weitere Termine: 4.,5., 20., 22.Juli, 20 Uhr und in der nächsten Spielzeit.

(je)

Ich lieb´ dich zu Tode

Das Zimmertheater zeigt, wie weit Fans für ihre Lieblingsautoren gehen

"Ich will nicht für Ihren Tod verantwortlich sein", antwortet Ex-Krankenschwester Annie Wilkes einmal, als ihr "Patient" Paul Sheldon sie um seine Zigaretten bittet. Diese Antwort wird dem Romanautor bald wie blanker Hohn in den Ohren klingeln, denn er muß erkennen, daß er sich in den Händen einer Psychopathin befindet, deren Liebe wahrhaft erdrückend ist.

Jahrzehntelang hat sich die Filmbranche gerne bei Theaterstoffen bedient, man denke nur an die zahlreichen Shakespeareverfilmungen. Doch in letzter Zeit ist ein entgegengesetzter Trend zu beobachten: Erfolgreiche Filme kommen ins Theater. Woody Allens "Bullets over Broadway" oder auch "Trainspotting" konnte man schon in einer Bühnenadaption bewundern. Nun folgt "Misery", dem der im Amerikanischen gleichnamige, bei uns unter dem Titel "Sie" erschienene Roman von Stephen King zugrundeliegt.

King-Kenner wissen, daß sich der Plot seiner Bücher meist in einem Satz zusammenfassen läßt: Schriftsteller wird in Geisterhotel wahnsinnig ("Shining"), Kinderbande kämpft gegen außerirdisches Monster ("Es") etc. Bei "Misery": Erfolgreicher Autor von Kitschromanen hat Autounfall in verlassener Gegend und wird von Geisteskranker "gerettet". Als sein "Fan Nummer 1" - wie Annie Wilkes sich bezeichnet - feststellt, daß Misery, die Heldin von Sheldons Romanen, in seinem neuen Buch stirbt, wird sie sehr böse, und der Autor muß unter ihrer Aufsicht um sein Leben schreiben.

Bei sehr banalen Stories wie dieser kommt es umso mehr darauf an, die Spannung im psychologischen Bereich aufzubauen und in packenden Dialogen auszudrücken. Hier sind wir bereits bei der größten Stärke des Stückes: Autor Simon Moore hat die Sprache des Romanvorbildes weitgehend beibehalten, vor allem den King-typischen, staubtrockenen Humor. So kann sich die angestaute Spannung immer wieder entladen, etwa nach einem von Annies zahlreichen Wutausbrüchen, die dem Zuschauer wirklich durch Mark und Bein gehen.

Hervorzuheben ist die grandiose schauspielerische Leistung von Gabi Hift, die mühelos abwechselnd zur treusorgenden Schwester - so mancher Studi mag sich hier an seine/ihre Vermieterin erinnert fühlen - oder Vollpsychopathin wird und den Vergleich mit Kathy Bates, die für ihre Darstellung der Annie Wilkes den Oscar erhielt, nicht scheuen muß. Aber auch Michael Marwitz (Lindenstraßen-Fans als Kurt Sperling bekannt) stellt den dandyhaften, zunehmend verzweifelten Starautor absolut überzeugend dar.

Angst vor Alpträumen müssen zartbesaitete Gemüter bei diesem Stück trotzdem nicht haben. Während der Roman langsam - auf hunderten von Seiten - gruselige Bilder in die Phantasie des Lesers brennen kann und der Film suggestive Kameraperspektiven nebst plakativen Schockeffekte einsetzt, bleiben dem Theater lediglich die Dialoge und ab und zu einige düstere Akkorde zwischen den Szenen. Folglich kann dieses Stück den Hardcore-Horrorfans nicht ans Herz gelegt werden.

Die intensive, klaustrophobische Atmosphäre der Roman- bzw.

Filmvorlage kann auf der Bühne einfach nicht adäquat reproduziert werden. So mancher mag das ein wenig bedauern, aber wie gesagt, dafür kann sich jeder bedenkenlos ein Ticket für gut zwei kurzweilige Theaterstunden kaufen.

Misery läuft noch bis 31. Juli täglich im Zimmertheater. Beginn 20 Uhr, Sonntags 17 Uhr.

(jba)

Inhaltsverzeichnis Ausgabe 55

Einmal platt, einmal rot, einmal gefällig

Brennende Helden und heiße Diskussionen auf den Brettern, die die Welt bedeuten

Was sollen wir tun? - Tankred Dorst stellt diese Frage mit einem seiner letzten Stücke in den Raum. Was sollen wir tun, mag sich auch mancher motivierte Theatergänger nach einem ersten Blick in das Programmheft des diesjährigen Stückemarktes gefragt haben.

Eine Woche Theater: Diskussionen, Lesungen und Gastspiele sollen deutsche Gegenwartsdramatik dokumentieren. Zwischen außerzeitlichen, mystisch anmutenden Metamorphosen (in "Aus den Städten in die Wälder, aus den Wäldern in die Städte" von Roland Schimmelpfennig wird mensch zum Baum) und historischen Aufarbeitungsstücken mußte der Theaterfreund nach der "Modernität" der Stücke allerdings mit der Lupe und viel gutem Willen suchen. Die fünf Autoren, deren noch unaufgeführte Werke um den 20.000 DM-Preis der Frankfurter Autorenstiftung konkurrierten, beantworteten Dorsts Frage auf jeweils eigene Weise: Thomas Oberender variiert mit "Nachtschwärmer" Grimms "Zertanzte Schuhe", Gerhard Ortinau läßt in "Käfer" einem alternden Ehepaar deren wertvolle Käfersammlung schmecken (*ruprecht* wünscht guten Appetit, falls es eines Tages zur Aufführung kommen sollte...), bei Robert Woelfl is(s)t man (sich) immerhin "Einmal satt..." (wenn auch nur an Hundekadavern), "...einmal tot, einmal gesellig". Gewalt und brennende Leiber gibt es, sehr Bühnenwirksam, kostenlos dazu, gleich zweimal sogar, denn auch in Marius von Mayenburgs "Feuergesicht" entflammt der Protagonist nicht nur für seine Schwester, sondern dramatischerweise auch physisch (das scheint gerade Mode zu sein). Nicht zurückschrecken durfte man also vor morbiden Gedankengut bei den szenischen Lesungen.

Der Uraufführung von Ulrich Hubs "Die Beleidigten", dem Siegerstück des Vorjahres (siehe Rezension), folgte als Gastspiel aus Leipzig "Ehepaar Schiller - Ein Schwank mit Hund" von Daniel Call. Karl und Klara Keller sind ein deutsches Durchschnittsehepaar. Ihre kleine Welt der Mausei-Harmonie wird durch das Ehepaar Schiller ins Wanken gebracht: "Wir sind´s, plopp, plopp!" Die angebliche Urlaubsbekanntschaft aus Mallorca nistet sich für ein halbes Jahr ein und zerstört die beschauliche Zweisamkeit der Kellers. Zuletzt ist nicht nur die Beziehung am Ende, auch das Eigenheim geht in Flammen auf... Die Schauspieler der Leipziger Hochschule für Musik und Theater setzten die amüsanten, spritzigen Dialoge mit erfrischender Spielfreude um. Regisseur Wolfgang Engel präsentiert das Stück in rasantem Tempo und machte den Abend im Zwinger so zu einem besonderen Erlebnis. Begeisterte Zwischenrufe und langanhaltender Applaus am Ende sprachen für sich.

Ist das Drama noch zu schützen?, war das Thema einer Diskussion, die vor allem das Fachpublikum ansprach. Weiß Otto Normalzuschauer doch bei einer Uraufführung meist nicht, ob ihm der Text ungekürzt oder in einer mehr oder minder freien Bearbeitung des Regisseurs präsentiert wird. Ersteres befürwortet Karlheinz Braun vom Verlag der Autoren, der auch gerichtlich (durch Entzug der Aufführungsrechte) gegen Textverstümmeler vorgehen würde. Werner Buhss, ob einschlägiger Erfahrungen verbitterter Autor im Publikum, forderte für

diese Spezies drakonische Strafen: "Die müßte man alle standrechtlich erschießen." Jegliche Einmischung verbat sich Thomas Bischoff, dem Heidelberger Publikum durch seine stilisiert-strenge Inszenierung von Kleists "Zerbrochnem Krug" in der letzten Spielzeit bekannt. Kerstin Hensel, Autorin des während der laufenden Spielzeit in Mannheim uraufgeführten Stückes "Klistier", schlug sich auf seine Seite. Sie sieht sich lediglich als Lieferantin eines Textes, der erst durch die von ihr unabhängige Arbeit des Regisseurs zu einem Theaterstück werde.

Roland Schimmelpfennigs "Aus den Städten in die Wälder, aus den Wäldern in die Städte" aus Mainz war ein Beispiel für den "kreativen" Umgang mit Theatertexten. Wie bei "Ehepaar Schiller" steht eine Viererkonstellation im Mittelpunkt: Heide und Ulrich, Peter und Anne. Ihr Lebensraum ist die Stadt. Auf der anderen Seite stehen der Schreiner Wilhelm und der Waldarbeiter Ernst mit ihren Kindern Hans und Katharina, die im Wald leben. Verbindungspunkt beider Welten ist das Theater: In der Stadt wird Holz für den Wiederaufbau des abgebrannten Schauspielhauses benötigt, die Waldbewohner träumen vom Besuch eines Theaterstücks. Die Thematik spiegelt Schimmelpfennigs Kunstkonzeption wieder: Nur die Verschmelzung von Mensch und Natur kann Kunst hervorbringen. Im Stück wird dieser Gegensatz zusätzlich von den überirdischen Wesen Ilse, dem Geist des Waldes, und Bruno, dem Geist der Stadt, verkörpert. Hartmut Wickerts Inszenierung läßt erahnen, daß diese Thematik bei der Umsetzung einige Probleme bereitet. In der Exposition werden die Grenzen der einzelnen Szenen verwischt und verlieren so für das Publikum entscheidend an Schlüssigkeit. Darüberhinaus spielen die Hauptdarsteller Doppelrollen, was den Zuschauer unnötig fordert. Alles wirkt unreal und trägt nicht gerade zum Verständnis der Intention des Stückes bei. Leider gehen die lebendigen Sprachkonstruktionen der Dialoge in der traumartigen Atmosphäre der Darstellung fast völlig unter. Vereinzelte Buhrufe konnten vom Schlußapplaus im Stadttheater nicht übertönt werden.

Welche Kluft sich zwischen

Theaterwissenschaft und Praxis auf tun kann, zeigte das Gespräch zwischen Hans-Thies Lehmann und Günther Rühle. Lehmann, Professor in Frankfurt, jonglierte zunächst in einem Kurzvortrag mit aristotelischen Begriffen und dekonstruktivistischem Vokabular und versuchte, den von ihm konstatierten Textverlust zeitgenössischer Inszenierungen als "Desemantisierung" schönzureden. Ein Erlebnis, wie souverän im Anschluß Rühle, Kritiker, zeitweise Intendant und sicherlich einer der kompetentesten Zeitzeugen der deutschen Theaterlandschaft nach dem Krieg, das Gesagte beiseiteschob. Der Text befinde sich im Theater nicht auf dem Rückzug. Daß einige Regiestars keinen Text mehr darstellen, rührt, so Rühle, daher, daß Wilson, Schleef & Co. ursprünglich bildende Künstler, keine "Theaterkinder" seien. Solche eher optisch angelegte "Events" verhinderten beim Zuschauer jedoch die Erkenntnis und schränkten eine der wichtigsten Funktionen des Theaters, die "Sprachinfusion", die Erweiterung der öffentlichen Sprache, stark ein. Einig war man sich, daß die Gegenwartsautoren angesichts der Offenheit der Gesellschaft nichts mehr haben, wogegen sie anschreiben können.

Ein Versuch, diesen Verlust des Feindbildes zu bewältigen, ist sicherlich die Beschäftigung mit historischen Stoffen. Zwei der Gastspiele thematisierten Personen, die beide im Ersten Weltkrieg und den Jahren danach entscheidende Prägungen erfuhren, zuletzt jedoch an entgegengesetzten Enden des politischen Spektrums standen: Ernst Toller und Rudolf Hess. Gemeinsam ist Albert Ostermaiers "Tollertopographie" und Gaston Salvatores "Hess", daß den Titelfiguren ein alter ego entgegengesetzt wird. In Ostermaiers Stück (siehe auch *ruprecht* Nr.51), das Tollers letzte Stunden vor seinem Selbstmord 1939 in New York beschreibt, fungiert es als Korrektiv, das den Dichter aus seinen gedanklichen Irrwegen auf den Boden der Tatsachen

herunterholt. In "Hess", wird der nun gefangene Partei-Stellvertreter Hitlers 1966 in der fiktiven Person des Hauptmannes Alfred Horn mit seiner Jugend konfrontiert - unter diesem Decknamen war Hess 1941 nach England geflogen. Horn ist hier jedoch wenig mehr als ein Hess in seiner antisemitischen Haltung letztendlich bestärkender Stichwortgeber. Die Inszenierung versucht - mit mäßigem Erfolg - diesen Dialog durch "action" auf der Bühne aufzulockern. Was den Autor an der Figur faszinierte - daß Hess, indem er sich Hitler anschloß und dann nach dem Krieg die Schuld auf sich nahm, zweimal zu einer Art Stellvertreter des deutschen Volkes wurde - offenbarte sich erst im Publikumsgespräch. Als Kommentar zu gegenwärtigen neonazistischen Tendenzen taugt das Stück jedenfalls nicht. Auch Ostermaier konnte in seinem dazu wohl allzu sprachkünstlerisch-verkopften Stück nicht vermitteln, warum ein Jungdramatiker Jahrgang '67 sich mit einem Revolutionär der 20er beschäftigt. Beide Stücke also: Dokumentartheater, dessen Lehren für die Jetztzeit sich schwer erschließen.

Zum Siegerstück des Wettbewerbs kürte die Jury - Ulrich Hub, der Regisseur Hans-Ulrich Becker und der Kritiker Peter Michalzik - "Feuergesicht". Marius von Mayenburg beschreibt darin erbarmungslos nüchtern, wie zwei pubertierende Geschwister zu Brandstiftern werden, um totalitärem Elternhaus und gesellschaftlicher Anpassung zu entfliehen. Kalter Zerstörungswahn als vermeintliche Kompensation völliger Orientierungslosigkeit. Zum Schluß erschlägt der Sohn seine Eltern. Die Uraufführung des Stückes wird allerdings nicht in Heidelberg, sondern in Hamburg und München stattfinden. Wie wäre es da mit zwei Gastspielen und einem Inszenierungsvergleich beim nächsten Stückemarkt? Heiße Köpfe und viel Feuer für all die Pyromanen...

Antworten? Sie blieben während dieser theaterreichen Woche in den Kinderschuhen stecken oder wurden erst gar nicht gewagt. Tankred Dorsts Frage steht weiter im Raum.

(je, mi, ko, cw)

Inhaltsverzeichnis Ausgabe 55

Oscar und Lucinda (3)

3 von 4 rupis - ein besonderes Seherlebnis

Nach dem Drehbuch von Laura Jones, basierend auf Peter Careys gleichnamiger erfolgreicher Romanvorlage, drehte Gillian Armstrong das viktorianische Melodram "Oscar und Lucinda".

Zwei gesellschaftliche Außenseier wachsen Mitte des 19. Jahrhunderts unabhängig voneinander in England bzw. Australien auf. Aus ihnen entwickeln sich der skurrile anglikanische Geistliche Oscar (Ralph Fiennes) und die selbstbewußte, exzentrische Unternehmerin Lucinda (Cate Blanchett), deren Wege sich bei einer Schiffspassage kreuzen. Ihrer beider Spielsucht läßt das Eis zwischen ihnen brechen, und eine erotische Spannung baut sich auf.

Doch dann bricht Oscar zu einer Expedition auf... Eine ausgezeichnete, abwechslungsreiche Story, prachtvolle Landschaftsbilder und vielschichtige Charaktere machen diesen Film zu einem besonderen Seherlebnis.

(ko)

1000 Morgen

1 von 4 rupis - schlecht

Die Farm der Cooks sieht genauso aus, wie man sich amerikanische Bauernhöfe vorstellt: weiße Holzpaläste, die nur auf den nächsten Wirbelsturm zu warten scheinen, Latzhosen wie die in der Jack-Daniels-Werbung, auf dem Acker der dernier cri, und drumherum Maisfelder: jede Menge davon, 1000 Morgen insgesamt. Als Vater Cook, ein herrischer Patriarch, beschließt, dieses Land noch vor seinem Ableben an seine Töchter zu übertragen, endet die Idylle schlagartig: Der Vater, nun plötzlich ohne Aufgabe, verbittert zusehends und läßt dies wie gewohnt an seinen Töchtern aus. Die allerdings beschließen, sich das nicht mehr länger bieten zu lassen, zumal die neue Krise Kindheitstraumata ans Licht bringt. Nun erinnern sie sich an den Vater als Schläger und Vergewaltiger.

Hollywood hat heftig auf den Moralknopf gedrückt: Anscheinend meinte der Drehbuchschreiber, ein prügelnder Vater sei noch nicht genug Stimulans für die Tränendrüse - also noch eine Inzesthandlung oben drauf. Wenn nicht Michelle Pfeiffer als Rose (die zu allem anderen Unglück auch noch Brustkrebs haben muß) ihre Rolle als Klytaemnestra aus dem Kellogs-Frühstückszerealien-Spot so überzeugend umgesetzt hätte, sollte man nicht ohne den festen Vorsatz, mindestens drei Packungen Tempos zu verbrauchen, in den Film gehen.

Dann aber kann man sich von der Entwicklung, die die beiden ungleichen Schwestern während der Familientragödie durchmachen, mitreißen lassen.

(gan)

Sechs Tage, sieben Nächte

2 von 4 rupis - routiniert runtergenudelte Geschichte

Gäbe es für Routine einen Preis, wäre es wirklich schwer, in Hollywood den Sieger zu küren. Aber "Sechs Tage, sieben Nächte" wäre sicher ein Top-Favorit. Fast sträubt sich die Feder, zum hundertsten Mal den gleichen plot aufzuschreiben: Die New Yorker Karrierefrau Robin (übertrieben zickig gespielt von Anne Heche) muß nach einer etwas langatmigen Exposition mit Pilot Quinn (Harrison Ford) auf einer einsamen Südseeinsel bruchlanden. Das Flugzeug kaputt, mit der letzten Leuchtrakete eine Palme angekokelt und als Begleitung ein ungehobelter Kotzbrocken, der noch nie "Vogue" gelesen hat: Robin ist zunächst überhaupt nicht amüsiert. Doch einige Wasserschlangen, Skorpione, Erdbeben und böse Piraten später kommt es immerhin zu einem keuschen Kuß.

Der zurückgelassene Verlobte (David Schwimmer) ist derweil weniger zimperlich und gibt seiner Neigung für geschmackvoll arrangiertes Silikon nach, während über ihm noch die Suchhelikopter knattern. Doch (was niemand auch nur ahnen konnte...) Robin und Quinn basteln ihre Mühle wieder zusammen und fliegen zurück. Die Schulter von einer Piraten-Flak angeschossen, liegt Harrison Ford im Krankenhaus. Da fällt ihm plötzlich auf, daß dies der letzte Film sein könnte, in dem er noch einmal eine so junge Dame abbekommt, und auch Robin schickt den untreuen Beinahe-Gatten in die Wüste.

Eine nette, routiniert runtergenudelte Geschichte, mit der Ford wohl beweisen wollte, daß er oben ohne immer noch sexy ist.

(kw)

Blue Note

4 von 4 rupis - groß!

Der Jazz, das ist die einzige genuine Kunstform, die die Vereinigten Staaten von Amerika aufzuweisen haben. Instrumentalkünstler wie Dexter Gordon, Herbie Hancock, Art Blakey u.a. machten Musikgeschichte fern von den Salons der feinen (weißen) Herren, die von der ursprünglichen "Bordellmusik" erst einmal gar nichts wissen wollten.

Mittlerweile steht allerdings auch für sie fest, daß Jazz, Blues und Bebop ihre Geschichte geprägt haben. "They are our Beethovens", spricht im Film Alfred Lions zweite Frau eine Wahrheit aus, die erst mit den Jahren in das Bewußtsein vieler Amerikaner drang.

Daß wir heute überhaupt von Thelonious Monk, John Coltrane und Herbie Hancock wissen, liegt nämlich vornehmlich daran, daß zwei aus Nazi-Deutschland emigrierte Juden zwischen 1939 und 1966 ohne Konzept, aber dafür mit viel Spürsinn für Qualität eine Reihe von Musikern auswählten, sie zu Kreativität anspornten und ihr Können unter dem Blue Note-Label herausbrachten.

Julian Benedikts Dokumentarfilm "Blue Note" ist eine Hommage an diese beiden Männer, Alfred Lion und Frank Wolff, an die melancholischen Klänge, den Rhythmus jener schwarzen Musik und an ihre großen Interpreten. Es ist ein Film, der fern von Doku-Langeweile "groovt" und "swingt" und die sympathische Gelassenheit der Jazzmusiker auf die Zuschauer überträgt, die, sobald die Lichter angehen, kaum das Kino verlassen wollen. Bitte, laßt uns das Lächeln von Dexter Gordon noch einmal sehen...

(cw)

Frischluffvergnügen im Feld zu gewinnen

Heidelberger Open Air Kino schon im fünften Jahr erfolgreich

Es ist wieder soweit: Die Frischlufffetischisten unter den Cineasten können aufatmen. Zum fünften Mal schon öffnet das Heidelberger Open Air Kino seine luftigen Tore.

Veranstalter sind die Gloria Filmbetriebe, mitpräsentiert wird das Ganze vom "meier", Radio Regenbogen, Krombacher und MTV. Die exquisite Playlist umfaßt Hits der vergangenen Saison wie "Titanic" (11.7., 31.7.), "Besser geht's nicht" (18.7.) und "Men in Black" (25.7.) ebenso wie die Kultfilme "The Big Lebowski" (3.7.), "Ganz oder gar nicht" (1.8.) und "Jackie Brown" (6.8.).

1500 Besucher finden auf der "bequemen Einzelbestuhlung" (Pressemitteilung) Platz; für Leute, die unbedingt beim Filmgucken Krach machen müssen, gibt es Popcorn, Eis, Gummibärchen, warme Baguettes und allerlei Getränke, sogar Pils vom Faß. Die Kasse öffnet um 21 Uhr, bei ausreichender Dunkelheit (ca. 22 Uhr) startet das Programm. Vor dem Hauptfilm wird ein wöchentlich wechselnder Kurzfilm vorgeführt. Die mit einem "K" (für Kult!) gekennzeichneten Filme gibt's zum Billigtarif. Extremen Kinogängern sei der Open Air Kinopaß ans Herz gelegt: einmal 5 Mark zahlen und dafür an 6 Abenden 2 Mark sparen!

Regulärer Eintritt ist 11 Mark (ermäßigt: 9 Mark). **(kw)**

02.7.: Lost Highway (K)

03.7.: The Big Lebowski

04.7.: Ganz Oder Gar Nicht

05.7.: Nix Zu Verlieren

09.7.: Im Rausch Der Tiefe (K)

10. 7.: BraveHeart (K)

11. 7.: Titanic

15. 7.: From Dusk Till Dawn (K)

16. 7.: Kolya (K)

17. 7.: Im Körper Des Feindes

18. 7.: Besser geht's nicht

19. 7.: Romeo und Julia

22. 7.: Harry außer sich

23. 7.: Boten der Götter (Kurzfilme)

24. 7.: Die Hochzeit meines besten Freundes

25. 7.: Men In Black

26. 7.: Good Will Hunting

29. 7.: Sneak Preview

30. 7.: Scream 2

31. 7.: Titanic

01. 8.: Ganz oder Gar Nicht

02. 8.: Comedian Harmonists

05. 8.: Starship Troopers

06. 8.: Jackie Brown

07. 8.: Bean - Der Ultimative Kata strophentilm

08. 8.: Pulp Fiction (K)

09. 8.: Sieben Jahre In Tibet

13. 8.: Eine Hochzeit Zum Verlieben

14. 8.: Spiel mir das Lied vom Tod (K)

15. 8.: Lola rennt ("meier"-Preview)

16. 8.: Wag The Dog

K = Kultfilm = besonderer Preis

Inhaltsverzeichnis Ausgabe 55

Heather Nova

Siren

Die Sirenen sangen bekanntlich so betörend, daß Odysseus sich an den Mast seines Schiffes binden lassen mußte, um nicht - dem Gesang folgend - in sein Verderben zu rennen. Dies ist bei der neuen Heather Nova Platte nicht zu befürchten, ihrem betörenden Gesang kann man sich bedenkenlos hingeben. Wie schon auf ihrer letzten CD "Oyster" streicheln sanfte, ausdrucksstarke Stücke die Seele des Zuhörers. Mrs. Nova versteht das Handwerk des Singers/Songwriters, Text und Musik verschmelzen zu einer Einheit und lassen echte Pop-Perlen entstehen. Manch einer könnte bemängeln, daß mit eingängigen Stücken wie "London Rain", "Heart and Shoulder" oder "I'm The Girl" vielleicht zu sehr auf Charterfolge geschielt wurde. Ich hätte nichts dagegen, so würde einer breiten Öffentlichkeit gezeigt werden, daß es neben dem nervigen "Girl Power"-Gegröle à la Spice Girls auch echt weibliche Popmusik gibt, wie sie ja etwa von Tori Amos oder Kate Bush schon länger gemacht wird. "Nothing heals me like you do" heißt es in "London Rain". Yeah, denkt sich der geneigte Hörer, genau.

(jba)

Soul Asylum

Candy From A Stranger

Seit "Runaway Train" sind nun schon einige Jahre ins Land gegangen, und Gitarrenbands im allgemeinen sowie Soul Asylum im speziellen scheinen etwas ins Hintertreffen geraten zu sein. Bei Lichte besehen also der ideale Zeitpunkt, um diese Band (wieder) für sich zu entdecken. Das Quartett aus Minneapolis setzt nach wie vor auf eingängigen, melancholisch angehauchten Rock ohne Ecken und Kanten. Zeitlose Musik eben. Die progressiven Ansätze des letzten Albums sind fast vollständig verschwunden, die allzu schweren (Gitarren)geschütze wurden weitgehend heruntergefahren.

Der Band ist ihre lange Erfahrung im Arrangieren der Instrumente anzumerken, alles klingt wie aus einem Guß. Offenbar gab es im Hause von Sänger und Songwriter Dave Pirner wieder jede Menge Herzschmerz zu verarbeiten. "You don't understand, how I'm feeling" heißt es da und die vielen balladesken Songs versetzen den Hörer in eine angenehm besinnliche Stimmung. Es gibt zwar keinen potentiellen Singlehit, dafür bei elf Songs keinen Durchhänger. Ideal für einen lauen Sommerabend.

(jba)

Anne Clark & Martyn Bates

Just after Sunset

Anne Clark wurde in den 80ern durch kühle elektronische Klänge bekannt, die sie mit Texten über Einsamkeit und Verzweiflung kombinierte. Die Britin, die sich mehr als Dichterin denn als Sängerin versteht, experimentierte aber auch immer wieder mit akustischen Instrumenten wie Cello, Geige und Klavier. So vertonte sie bereits auf ihrem Album "The Law Is An Anagram Of Wealth" (1992) fünf Gedichte des Lyrikers Friedrich Rückert.

Mit ihrem neuesten Werk wendet sie sich nun Rainer Maria Rilke zu: Zusammen mit ihrem langjährigen Mitmusiker Martyn Bates wurden die - wiederum übersetzten - Texte des 1926 gestorbenen Rilke in karge, getragene Mini-Epen umgesetzt, welche die Poesie der Texte wunderbar ergreifend widerspiegeln, wenngleich die Stimme von Bates sicherlich Geschmackssache ist. Einziges Manko: Die etwas verunglückte Zeit der Veröffentlichung, denn für einen heißen Sommertag ist dieses Album eher weniger geeignet. Eher für laue Sommernächte, Sommerregentage oder, noch besser, stimmungsvolle Herbstabende...

(Christina Gehrlein)

Eine Hochzeit zum Verlieben

2 von 4 rupis - teilweise unerträglich

Es mußte so kommen. Nach dem Revival der 60er und 70er erheben nun die 80er ihr grauenerregendes Antlitz aus der Gruft vergangener Zeiten. Mit Liebe zum Detail läßt "Eine Hochzeit zum Verlieben" diese Epoche wieder aufleben, in welcher der typische Manta-Fahrer als ultimatives Schönheitsideal galt und die Friseurin neben ihm den Madonna-Boy-Toy-Stil pflegte.

Die Story des Films ist bereits mit dem Titel erzählt. Es geht um Hochzeiten und Liebe. Der nette Junge von nebenan, Robbie, der "Weddingsinger", trifft das nette Mädchen von nebenan, Julia (zu allem Uml;berfluß noch von der Good-Girl-Inkarnation Drew Barrymore gespielt). Ohne es zu wollen, verlieben sich beide ineinander. Das große Dilemma: Julia ist bereits verlobt, mit dem ganz normalen Arschloch von nebenan. Aber natürlich überwindet die Liebe alle Hindernisse, und mit einem von Herzen kommenden Song und der Hilfe von Deus ex machina Billy Idol finden beide zueinander.

So gesehen der unerträglichste Film des Jahres, wäre er nicht als Parodie angelegt. Leider ist diese nicht immer ganz geglückt, denn manchmal verliert sich der Regisseur nostalgisch in der schrillen Naivität der Yuppies und Groupies. Zwei Dinge verhindern aber den Absturz in den Kitsch-Sumpf: Zum einen bereitet die Angewohnheit der Personen, ihre Gefühle durch Zitate aus Liedtexten auszudrücken, hämisches Vergnügen. Zum anderen lebt der Film besonders durch seine Ansammlung skurriler Nebengestalten.

(st)

AEGEE Kongreß in Heidelberg

Der Untertitel des Artikels

Schon seit geraumer Zeit bestimmt der Begriff der Nachhaltigkeit die Diskussion um das Leben im nächsten Jahrtausend. Umweltprobleme, Bevölkerungswachstum und Wirtschaftskrisen werfen ihre Schatten voraus.

Die einzige Lösung scheint darin zu liegen, eine Gesellschaft zu schaffen, die das Prinzip der Nachhaltigkeit soweit verinnerlicht hat, daß durch ein neues Bewußtsein auch modernere Wege zur Problembewältigung beschritten werden können.

Mit Themen wie Energienutzung, modernes Konsumverhalten, ökologische Managementkonzepte und internationales Umweltrecht veranstaltet AEGEE Heidelberg vom 29.10. bis zum 1.11.1998 einen internationalen Kongreß mit dem Titel "Surviving the 21st Century - Chances for a Sustainable Society". Eingeladen sind Wissenschaftler und Referenten aus Wirtschaft und Politik, wie Ernst-Ulrich von Weizsäcker (Wuppertal-Institut), Gebhardt Kirchgässner (Hochschule St. Gallen) und Frank Jöst (Universität Heidelberg). Neben den Vorlesungen sollen die Teilnehmer eine Checkliste für die Beurteilung des eigenen Alltagsverhaltens erstellen sowie über Konzepte einer nachhaltigen Universität nachdenken. Studenten können für einen Unkostenbeitrag von 40,- DM an dem Kongreß teilnehmen, sonstige Teilnehmer zahlen 80,- DM. Für Anreisende werden Unterkünfte in Sporthallen angeboten. Weitere Informationen sind bei AEGEE Heidelberg erhältlich, Postfach 102129, 69011 Heidelberg, oder unter <http://www.rzuser.uni-heidelberg.de/~d11/base> .

(vb)

Personals!

... die Hotline nach draußen

Alle! Jedes Thema hat seine Zielgruppe - gan

kwa! Praktisch, daß ich jetzt nur noch auf 50 Prozent der Rufe reagieren muß. Danke! - kw

Alle! Farewell and Good-Bye. Demnächst Auslandskorrespondent in Lexington, USA - jba

Schriesheimer! Diesen Mittwoch Mord? - Die Verplante

Nicole! Du nimmst mir die Worte. - Gabriel

papa! Mein Blut fließt zum Ort des geringsten Widerstands - col

col! Aha. Also mächtig Blut im Kopf? - papa

Alle! Warum bin ich denn schon wieder hier? Ich habe doch ganz anderes zu tun! - cw

Captain Future! *ruprecht* glaubt an Dich - gan, papa, kw (zumindest wir)

hn! Einmal willst Du ordentlich sein - und dann isst es nix - papa

Julia! Du warst mal wieder zur richtigen Zeit am richtigen Ort - Gabriel

Photopaint! Kann ich hier ´ne Seite öffnen? - kw

Bö! A-A-A - die Dankbare

kh! Bitte einen blauen Salat! - das Salathaserl

mi! Unlogisch? Frauen. Was ´n das für´n Wein? - ko

papa! Du bist zum letzten Mal dabei? Schon wieder? - kwa

pz! Hoffentlich klappt´s nochmal mit dem gemeinsamen WM-Gucken! Obwohl mir nochmal Gerolstein lieber wäre... - kw

Glühwürmchenjägerin! This one´s for you! - gan

Doppelkekse! Haltet zusammen!! - Red.

Impressum der Ausgabe 55

erscheint drei Mal im Semester, jeweils Anfang Mai, Juni, und Juli, bzw. November, Dezember und Februar. Die Redaktion versteht *ruprecht* als unabhängiges Organ, das keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet ist. MitarbeiterInnen und RedakteurInnen sind willkommen; die Redaktion trifft sich während des Semesters jeden Montag um 20 Uhr im Haus der Fachschaften in der Lauerstr. 1, 3. Stock. Für namentlich gekennzeichnete Artikel übernimmt der/die AutorIn die Verantwortung.

V.i.S.d.P.: Gabriel A. Neumann, Heugasse 1, 69117 Heidelberg

Redaktionsadresse: ruprecht, Lauerstr. 1, 69117 Heidelberg, Tel./Fax 06221 / 54 24 58

E-Mail: ruprecht@urz.uni-heidelberg.de

Druck: Caro-Druck, Kasseler Straße 1a, Frankfurt am Main

Auflage: 12.000

Graphiken: papa

Werbelayout: jr, papa

Finanzen: st, id

Layoutleitung: gan

Die Redaktion: John Philipp Baesler (jba), Verena Bopp (vb), Christian Collet (col), Marc Goergen (mg), Katharina Hausmann (kh), Kerstin Hilt (kebi), Martina Imkeller (mi), Carola Leube (cl), Gabriel A. Neumann (gan), Harald Nikolaus (hn), Katrin Osterkamp (ko), Patrick Palmer (papa), Jannis Radeleff (jr), Sandra Thoms (st), Stephanie Vetter (sv), Stefanie Wegener (stw), Klaus Werle (kw), Claudia Wente (cw), Bernd Wilhelm (bw), Gundula Zilm (gz)

Freie Mitarbeiter(innen): Inmaculada Darias (id), Johannes Eichhorn (je), Barbara Keller (bak), Christine Maltzahn (cma), Andreas Vonderheit (avon), Klaus Wannemacher (kwa), Esther Schalott (et)

Red.-Schluß für Nr. 56: 26.10.1998

ISSN: 0947-9570

ruprecht im Internet: <http://ruprecht.fsk.uni-heidelberg.de>

Ey!

*Frieden herrscht in Utopia. Der Fußballweltmeister '98 heißt Deutschland, und schlechtes Wetter ist abgeschafft. "Gähn!", sagen die mit humanistischer Bildung vollgestopften Studenten, "schon wieder eine Sozialutopie!" Und Recht haben die Gähner. Seit Jahrtausenden schon brüten kluge Männer mit großen Köpfen und Rauschebärten über so komischen Ideen wie Gerechtigkeit und Wohlstand für alle - kein Wunder, daß da gegähnt wird. Dabei gibt es so viele ungeklärte Fragen, mit denen sich die Herren Philosophen einmal beschäftigen könnten, wie zum Beispiel, womit zivilisierte Leute die Zeit zwischen Abendbrot und etwa 23 Uhr verbringen, ab welchem Zeitpunkt es in studentischen Kreisen bekanntlich erst als *comme il faut* gilt, auf Parties aufzutauchen. Und wenn die Profigrübler schon mal bei Parties sind, könnten sie auch gleich erklären, wie eine Lichtmaschine funktioniert und warum alle immer zu Triplex-Feten gehen, obwohl alle die total ätzend finden. Außerdem wären die meisten Menschen sicher daran interessiert zu wissen, warum denn das Leben so kompliziert sein muß und was genau eigentlich Schnee ist.*

Glücklicherweise müssen wir als aufgeklärte Menschen des 20. Jahrhunderts jedoch nicht warten, bis sich einer der Herren Denker zu einer Auskunft herabläßt. Heutzutage kann jeder Platon oder Rousseau locker in die Tasche stecken, selbst Andi Möller, der das Versagen seiner Mannschaft einmal so entschuldigte: "Zuerst hatten wir kein Glück, und dann haben wir auch noch Pech gehabt." Wer würde in diesem Satz nicht sein eigenes Leben in nuce wiederfinden? Und für wen Fußballphilosophie keine runde Sache ist, der kann sich seine Antworten ja in den SAT1-Talkshows zusammenklauben.

Andererseits sind Antworten vielleicht nicht so wichtig, denn Antworten auf Fragen zu fordern, ist irgendwie bürgerlich. Das schmeckt so nach Parkschein bezahlen, warm duschen und pünktlich die Raten für den Bausparvertrag überweisen. Bürger sein bedeutet schlicht, als institutionalisierte Spaßbremse durchs Leben zu gehen. In diesen turbulenten Zeiten eher adäquat ist ein natürlich-naives Tagträumertum, wie es sich etwa in den Versen von Neue Heimat ausdrückt: "Der blaue Himmel schaut auf uns herab / sagt Dir jeden Tag, wie lieb ich Dich hab'!"

(kw)

Weißt Du, wieviel Sternlein...?

Löcher in die Luft gucken und auch noch Geld dafür kriegen: 100 Jahre Sternwarte Heidelberg

Nicht nur in den Träumen der Romantiker ist Heidelberg den Sternen nahe. Den glitzernden Himmelskörpern rückt man in der Neckarstadt seit dem 20. Juni 1898 auch zu profaneren Zwecken als Liebesgedichten auf den Leib. Heute, hundert Jahre nach ihrer Gründung, gehört die Heidelberger Sternwarte auf dem 564 Meter hohen Königstuhl neben Garching und Bonn zu den deutschen Zentren der Astronomie und durfte sich auf dem Festakt in der Alten Universität von Ministerpräsident Erwin Teufel als "Visitenkarte des Landes und Aushängeschild der Ruperto Carola" feiern lassen.

Geboren wurde die Sternwarte Heidelberg paradoxerweise in Mannheim. Im Jahre 1761 gelingt es dem Astronom Christian Mayer, Professor an der Universität Heidelberg, seinen Kurfürsten Karl Theodor von der Bedeutung des Durchgangs der Venus zu überzeugen und eine Mini-Sternwarte in Form eines Beobachtungsturms auf dem Schloß einzurichten. 1772 wurde schließlich mit dem Bau einer "richtigen" Sternwarte begonnen. Unter der Leitung von Wilhelm Valentiner wurde sie 1880 zunächst nach Karlsruhe verlegt, weil die Beobachtungsbedingungen in Mannheim sich radikal verschlechtert hatten.

Doch auch mit dem Umzug nach Karlsruhe war das Problem der Beeinträchtigung der Meßergebnisse durch Großstadtlichter nicht aus der Welt. So kam Valentiner gemeinsam mit dem Heidelberger Professor Max Wolf auf die Idee, den Beobachtungsposten hoch über Heidelberg auf dem Königstuhl zu installieren. Dank freigiebiger Unterstützung durch Großherzog Friedrich I. von Baden konnte der Plan verwirklicht werden, und die Astronomen hielten im Sommer 1898 auf dem Odenwaldberg Einzug. Seit ihrer Gründung ist die Sternwarte eng mit der Universität verknüpft, denn ihr Direktor (zur Zeit: Prof. Dr. Immo Appenzeller) ist immer auch Inhaber des Lehrstuhls für Astrophysik.

Dank dem herausragenden Astronomen Max Wolf avancierte die Sternwarte Heidelberg schnell zu einer der modernsten astronomischen Einrichtungen der Welt: Wolf hatte als erster die Bedeutung der Fotografie für die Himmelskunde erkannt; mit ihr können auch Himmelskörper nachgewiesen werden, die für das menschliche Auge ansonsten unsichtbar sind.

Der so erfolgreiche Start wurde jedoch durch die beiden Weltkriege jäh gestoppt. Erst 1950 erhielt die Sternwarte mit der Berufung von Hans Kienle zum Direktor die Gelegenheit zu einem Neubeginn. In den folgenden Jahrzehnten konnte sich Heidelberg wieder zu einer international bedeutsamen Forschungseinrichtung hocharbeiten. Heute sind ihre Forscher in zahlreichen internationalen Projekten teilweise in leitender Funktion vertreten; gemessen an der Zahl der wissenschaftlichen Publikationen pro Mitarbeiter ist die Heidelberger Sternwarte in Deutschland die produktivste Himmelsguckerei.

Ein wichtiger Schwerpunkt liegt dabei auf der Entwicklung neuer Instrumente und Beobachtungsverfahren, insbesondere auf dem Gebiet der optischen Astronomie. So basteln die Heidelberger,

zusammen mit den Sternwarten in Göttingen und München, an zwei Universalinstrumenten, die im "Very Large Telescope" (VLT) in Chile 1999 und 2000 eingebaut werden sollen. Das VLT gehört zum "European Southern Observatory" und wird bei seiner Fertigstellung das leistungsfähigste optische Teleskop der Welt sein.

Rang und Namen der Königstuhl-Sternwarte betonten die zahlreich erschienen Honoratioren auf dem Festakt am 20. Juni. Neben Ministerpräsident Teufel waren auch Oberbürgermeisterin Beate Weber sowie die Heidelberger Abgeordneten Lamers und Pfisterer vertreten. Ministerpräsident Teufel unterstrich, daß sich die Sternwarte auch in Zukunft in puncto finanzieller Förderung auf das Land verlassen könne. Zur Zeit fließen jährlich etwa zwei Millionen Mark aus der Landeskasse zum Königstuhl. Teufel lobte die Einrichtung als "Paradebeispiel für die Effizienz internationaler Zusammenarbeit" und wurde geradezu poetisch, als er sagte, daß "die Astronomen uns die Sterne näherbringen."

Angesichts soviel Lobes ließ es sich Uni-Rektor Siebke nicht nehmen, wenigstens ein bißchen Werbung in eigener Sache zu machen und die Politik davor zu warnen, nur auf angewandte Forschung und den möglichst schnellen Transfer von Wissenschaft zu Wirtschaft zu setzen: "Ohne Grundlagenforschung wird es in 15 Jahren auch keine angewandte Forschung mehr geben." Wer wollte da noch sagen, ihm seien die Sterne schnuppe...

(kw)

Inhaltsverzeichnis Ausgabe 55

Ein Bücherwurm in HD

Das Reich der Madame Lang

Suchst du ein spezielles Buch? Etwas Ausgefallenes? Etwas, das nicht mehr verlegt wird? Der Geheimtip für alle ist da zweifelsohne der "Bücherwurm", das antiquarische Bücherlabyrinth in Heidelberg. Wer sich noch nie dorthin verirrt hat: der Bücherwurm liegt am Marktplatz und ist schwer zu verfehlen, da er seine eigene Fahne über dem Eingang wehen läßt.

Nachdem wir es geschafft hatten, uns an den Sonderangeboten vorbei durch den schmalen Eingang zu schlängeln, standen wir zunächst vor Gebirgen und Seen aus Büchern, Zeitschriften, Postkarten, Bildern und vielem mehr. Jetzt aber bloß nicht den Mut verlieren! Augen zu und durchschwimmen, um den hinteren Teil des Ladens zu erreichen. Wider Erwarten herrscht dort peinliche Ordnung: "Meine Bücher sortiere ich nämlich nach dem alten System preußischer Bibliotheken," versichert uns die Inhaberin, Madame Pasquale Lang. "Das ist noch immer eines der effektivsten Ordnungssysteme, auch für Computer. Ich weiß von jedem Buch, wo ich es suchen muß. Ob es noch dort steht, kann ich bei 100.000 Büchern natürlich nicht sagen. Wichtig ist nur, das zu wissen, nach dem immer gefragt wird. Es ist eine Kunst, das zu verdrängen, was nicht notwendig ist."

Seit 1966 lebt Madame Lang in Deutschland. Geboren wurde sie allerdings in Frankreich, genauer in Lyon. Dort schloß sie auch eine Ausbildung zur Diplombibliothekarin ab. Damals war es aber noch nicht üblich, daß Frauen ihren Lebensunterhalt selbst bestreiten. "Meine Mutter wollte mich unter die Haube bekommen, denn nach meiner Ausbildung war ich immerhin schon 23 Jahre alt. Da habe ich in Lyon einen Deutschen kennengelernt, und er hat mich als Souvenir nach Freiburg mitgebracht."

Zunächst wohnte sie mit ihrem Mann in Freiburg, fuhr aber jeden Tag nach Colmar, um dort in einer Buchhandlung zu arbeiten. Drei Jahre dauerte dieser Zustand an, schließlich brachte sie ein Autounfall dazu, sich eine Tätigkeit in Freiburg zu suchen. Dummerweise wohnte ihr Mann inzwischen in Heidelberg

So landete sie schließlich hier und fand ihre Berufung: das Antiquariat. Nachdem sie zunächst als Angestellte für einen Lohn von 200 Mark für 40 Wochenstunden arbeitete, eröffnete sie 1971 endlich ihr eigenes Reich: den Bücherwurm. Zwei Tage vor Ladeneröffnung erstand sie mit einem ungedeckten Scheck 18 Bücher und legte damit den Grundstein ihrer neuen Existenz.

Die 100.000 Bücher, die sich heute in dem Laden befinden, sind nur ein kleiner Teil des Bestandes. Neben einem vollen Keller besitzt Madame Lang noch weitere Lager in Mannheim, doch die wertvollsten Bücher verwahrt sie in ihrer Wohnung. Ihre Ware bezieht sie zwar auch von Privatpersonen, aber der Großteil kommt von Bibliotheksaufösungen oder Nachlässen.

Dem Fortschritt stand Madame Lang noch nie skeptisch gegenüber. Als erstes Antiquariat Deutschlands, so betont sie, stellte sie auf Computerverzeichnisse um. Nur dem Internet kann sie nicht viel abgewinnen: "Das ist doch nur ein Spielzeug." Trotzdem kann man

problemlos und weltweit via Computer bei ihr bestellen. Momentan liegen ihr zum Beispiel Anfragen aus Island, Kanada und Schweden vor. Für besonders treue Kunden entwirft sie außerdem individuelle Kataloge, deren Inhalt sich nach den jeweiligen Interessengebieten des Klienten richtet.

Neben ihrer zeitraubenden Arbeit im Bücherwurm studiert Madame Lang seit einiger Zeit Kunstgeschichte und Germanistik. Zur Zeit schreibt sie gerade an ihrer Magisterarbeit. Wie lange ihr das allerdings noch möglich sein wird, ist fraglich, da sie ab dem nächsten Semester unter die Regelung für Bummelstudis fällt und somit Studiengebühren von 1000 Mark bezahlen muß. Auch den Streik im Wintersemester hat sie aktiv miterlebt. "Die Studenten heute sind einfach zu unpolitisch", meint sie dazu, "1968 war der Streik direkter, seriöser und aggressiver. Heute herrscht keine Solidarität mehr unter den Studenten".

Zweifelsohne läßt sich sagen, daß diese unsere Kommilitonin ein breitgefächertes Interessenfeld hat. Neben dem Laden und dem Studium legt sie momentan noch ein eigenes Archiv über Heidelberger Persönlichkeiten an, sie war Mitglied in Theater- und Literaturgruppen und organisierte Lesungen im Bücherwurm. Ob sie jedoch noch weitere Lesungen veranstalten wird, überlegt sie sich gut, denn: "Es gibt in Heidelberg einfach keine Szene mehr."

Schließlich brechen wir wieder auf - nicht ohne Bedauern, denn in dem kleinen Laden fühlt man sich schnell heimisch. Beim Hinausgehen kracht unter lautem Getöse ein in der Ecke stehender Bücherstapel in sich zusammen. Während wir angesichts dieser überraschenden Katastrophe zusammenzucken, tangiert das unsere Gesprächspartnerin nicht weiter: "Merde! Aber was soll's. Ich warte schon lange, daß das passiert, unter dem Stapel ist nämlich ein Loch. Jetzt habe ich zumindest einen Grund, ihn aufzuräumen."

(id, st)

Inhaltsverzeichnis Ausgabe 55

olr

w e b p r o j e c t s

[über mich](#)

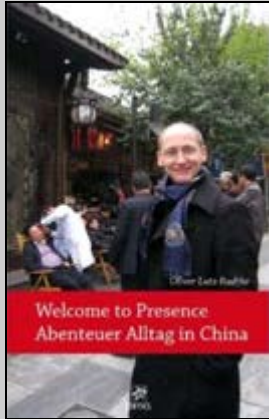
[verweise](#)

[olr mailen](#)

[startseite](#)

projects

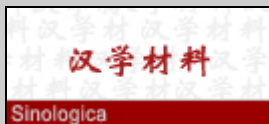
... herzlich willkommen bei den olr webprojects ...



Oliver Lutz Radtke
"Welcome to Presence"
Abenteuer Alltag in China

Dryas Verlag, 260 Seiten
ISBN: 978-3940855237
Preis: 14,50 EUR
Neuaufgabe November 2010

Jetzt bestellen >>



dem schreiben und der aufmerksamen
beobachtung meiner mitmenschen
selbstverpflichtet stellt olr text und bild ganz ohne
anspruch aus.

das spiel mit sprache, der spaß für leser und autor
stehen genauso im vordergrund wie die
notwendigkeit, alles, was da draußen ist, mit
worten begreifen zu wollen.

denn das verspricht vor allem gelassenheit und
die ist immer willkommen.
so wie sie, verehrter besucher.

kommentare, lob und kritik sind jederzeit
erwünscht.

> schreiben sie mir! ich freue mich über ihre rückmeldung.

.....
© olr 2000-2010, last update: 12/07/10
[use chinese google](#) | [olr webdesign](#) | [impressum](#)